

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Friedrich I. Barbarossa.

Im Jahre 1152 nach Christi Geburt wurde Friedrich von Hohenstaufen in einem Alter von 31 Jahren zum deutschen König gewählt, und wenige Jahre nachher zierte auch die Kaiserkrone sein Haupt.

Seit dem größten Fürsten Deutschlands, seit Karl dem Großen, hatte das Vaterland zwar manchen ausgezeichneten Fürsten gehabt, aber keinen, der Friedrich gleichsam in allen den vereinigten Tugenden, die einen gebornen, großen Herrscher ausmachen. Aus dem Blicke seines blauen Auges leuchtete Sanftmuth und Milde, gepaart mit Kraft, Entschiedenheit und Scharfsinn, blondes, kurzgeschchnittenes Haar bedeckte sein Haupt, ein röthlicher Bart, daher Rothbart, italienisch Barbarossa genannt, umhüllte Lippen und Kinn und wallte über seine Brust, sein Gesicht war edel, wohlgebildet, von blühender Farbe, sein Körperbau mittelgroß und kräftig, seine ganze äußere Erscheinung gewinnend, männlich, würdevoll. Und in diesem wohlgehaltigen Körper wohnte eine schöne, männliche Seele. Rechtdeutsche Biederkeit, hochberzige Großmuth, heldenmüthige Tapferkeit, Gerechtigkeit gegen Hoch und Nieder, klarer, verständiger Sinn, Freundlichkeit im Umgange mit Andern, Wohlthätigkeit gegen Arme zeichneten ihn aus. Frömmigkeit und Achtung gegen Kirche und Religion lebten in seinem Innern.

Ein streitbarer Held im Handwerk der Waffen, führte er dieselben doch nur um Recht und Frieden zu schaffen, ein leidenschaftlicher Waidmann, pflegte er des Waidwerks doch nur zur Erholung von den lastenden Geschäften seines Amtes, ein Freund geselliger Tafellust, blieb er dabei, was damals viel heißen wollte, doch stets mäßig und nüchtern. Schon vorher hatte er mit seines Vaters Bruder, dem damaligen deutschen Kaiser Konrad dem dritten, einen Kreuzzug in's heilige Land gemacht, und der junge Friedrich von Hohenstaufen, seit 1147 Herzog von Schwaben und Elßaß, galt als die Blume der Ritterschaft, als Musterbild eines ächten Fürsten, als Schirm und Hort des Bürgers. Er bestieg den deutschen Königsthron mit dem festen Vorsatz, König und Kaiser zu sein im rechten, vollen Sinne des Wortes, und seinem Deutschland zu werden, was es von einem Herrscher seiner Art mit Recht erwarten konnte. Der König von Deutschland, der seit Karl dem Großen meistens auch die Würde eines römischen Kaisers, und damit die Oberhoheit über Italien in seiner Person vereinigte, war damals weitaus der mächtigste,

angesehenste, gefürchtetste Herrscher der Christenheit. Der König von Dänemark empfing bald nach Friedrichs Thronbesteigung die Krone als Lehen aus des deutschen Königs Hand. Polen, Böhmen, Burgund, Italien gehorchten ihm. Die Schweiz, die Niederlande, Elßaß, Lothringen waren Provinzen seines weiten Reiches. In Deutschland aber war Vieles zu schlichten und zu richten. Darum zog er selbst durch sein Reich, ordnete was zu ordnen war, besetzte überall seine königliche Macht, strafte die Widerspenstigen, besonders streng die Raubritter, welche damals Weg und Sieg belagerten, und Handel und Wandel störten, beschützte die Schwachen gegen der Stärkeren Gewalt, wies geistliche und weltliche Uebergriffe überall in die gebührenden Schranken. So hatten ein Pfalzgraf und ein Erzbischof von Mainz in wiederholten gegenseitigen Befehdungen das schöne Rheinland verwüstet, ohne Rücksicht auf die Abmahnung des Kaisers. Er aber kam über sie mit seiner Macht, und trotz Bitten und Versprechen der Schuldigen, übte er strenge Gerechtigkeit, und verurtheilte den stolzen Pfalzgrafen zu der schimpflichen Strafe des Hundetragens. Derselbe mußte nemlich vor allem Volke einen Hund eine Stunde weit durch das Lager tragen.

Wie groß aber sein Ansehen auch im Auslande war, beweist der Umstand, daß auf seinen Reichstagen Gesandte von Spanien, Griechenland, England, Frankreich erschienen, wie denn auch durch eine Heirath seines Sohnes mit der Erbin von Burgund dieses Land, und mit ihm die Provinzen des jetzigen Frankreichs bis an das mittelländische Meer unter seine Hoheit kamen. Ja, der König von England schrieb ihm einen Brief, in welchem es hieß: „England, und was sonst noch unserer Herrschaft gehört, bieten wir Euch dar, und vertrauen es Eurer Gewalt an, damit Alles nach Eurer Winke eingerichtet werde, und in Jeglichem der Wille Eures Reiches geschehe. Es sei also zwischen unsern Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß Euch, als dem Größeren, der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nie fehlen wird.“

Dreierlei ist aber in der Geschichte dieses großen Mannes besonders wichtig und bemerkenswerth, nemlich seine Streitigkeiten und Kriege mit den Städten in Oberitalien und mit dem Papst — sein Verhältniß zu Heinrich dem Löwen von Sachsen, und sein Kreuzzug.

Von länger her übten nemlich die Kaiser das Oberhoheitsrecht über Italien. Die lombardischen Städte aber, namentlich Mailand, hatten sich nach

und nach selbst diese kaiserlichen Rechte über kleinere Städte und Gebiete angemacht, und als diese Unterdrückten in Deutschland bei dem Kaiser Schutz und Hilfe suchten, zog dieser nach Italien. Da eine schon in Deutschland ihm feindselig gegenüberstehende Partei sich mit den italienischen Städten verband, da später auch der Papst Alexander, ein an Heldenmuth und Geistesgröße dem Kaiser ebenbürtiger Mann, gemeinschaftliche Sache mit ihnen machte, so wurde der Krieg mit abwechselndem Glücke geführt. Fünffmal zog der Kaiser nach Italien, bald siegreich, bald im Nachtheil, bald von der Pest, bald von hinterlistigen Feinden überfallen, bald von seinen eigenen Freunden verrathen.

Italienische Städte wurden erobert, zerstört, wieder gewonnen, wieder aufgebaut, und bei der furchtbaren Erbitterung, mit welcher der Krieg gegenseitig geführt wurde, war auch Friedrich vielleicht zuweilen strenger und härter, als es seinem edlen Herzen entsprach. Bei seinem ersten Zuge nach Italien wurde Friedrich 1155 in Rom von dem Papst Hadrian dem Vierten zum Kaiser gekrönt. Aber an dem nach der Krönung folgenden feilischen Gelage wurde der Kaiser mit den Seinen plötzlich von den Römern überfallen; die Deutschen mit ihrem Kaiser kämpften gegen die Ueberzahl mit deutscher Kraft, Friedrich selbst war in Lebensgefahr, da mähet Heinrich der Löwe unter den Bedrängern mit seinem guien Schwerte und reitet ihn aus der Noth, die heimtückischen Angreifer werden geschlagen, und ihrer Tausende bedekfen als Leichen die Wahlstatt.

Auf dem Rückzuge nach Deutschland lernte der deutsche Held abermals den Verrath der Wälfchen kennen. Auf einer Schiffbrücke über die Etsch bei Verona suchten ihn die Feinde zu verderben, er aber merkte in Zeiten den Verrath und entging demselben.

Doch noch war er nicht gerettet. Ein schmaler Paß führte durch die Berge, einerseits ein tiefer Abgrund, aus welchem die Etsch hervorraust, andererseits eine steile Felswand, auf welcher Albrecht von Verona in einem dort stehenden Schlosse viel Kriegsvolk gesammelt hatte, das mächtige Steine auf die Deutschen herabschleuderte. Hier war nicht durchzukommen, und doch führte keine andere Straße über die Berge. Schon höhnten droben die Feinde, und stellten entehrende Bedingungen den heimkehrenden Deutschen.

Da rief der Kaiser dem jungen Otto von Wittelsbach zu: An Euch ist's, Otto, diese Schmach zu rächen. Nicht zweimal läßt Otto sich dieses sagen, erklimmt mit 200 kühnen Rittern eine steile Felsenwand hinter der Burg, entfaltet oben saugend das Reichspanier, dessen Träger er war, und stürmt von hier aus siegreich die feindliche Feste. 500 Feinde fielen im Kampfe, die Ueberlebenden

erlitten die Strafe ihres Verrathes. Trauriger aber war der Ausgang des vierten Römerzuges, so hießen nemlich die Züge der deutschen Kaiser nach Italien.

Denn nachdem Friedrich eine gegen ihn erbaute Festung Namens Alessandria vergebens belagert hatte, kam es bei Legnano im Jahre 1176 zu einem entscheidenden Kampfe. Heldenmüthig schlugen sich die Deutschen gegen die Ueberzahl, denn Heinrich der Löwe hatte, ungeachtet selbst fußfälliger Bitte Friedrich's, diesem keine Hilfsvölker zugesührt; aber auch die Italiener, unter ihnen namentlich 900 auf Leben und Tod verschworne Jünglinge, kämpften des Ruhmes der alten Römer würdig. Der Bannerträger Friedrichs fiel an seiner Seite, der Kaiser selbst sank im dichtesten Gewühl, und die Schlacht war für die Deutschen verloren.

Friedrich, der seine den Zug begleitende Gattin schon als todt beweint hatte, kam zwar bald darauf wieder zum Vorschein, aber der Sieg war verloren. Nun suchte er selbst Friede mit dem Papst Alexander und den Lombarden, und, so groß war noch immer die Achtung vor seiner Macht und seinem Heldengeiste, daß er, ein geschlagener Kämpfer, mit beiden einen ehrenvollen sechsjährigen Waffenstillstand abschloß, der von Deutschland und Italien mit Jubel begrüßt wurde.

Nur ein Mann begrüßte den Frieden nicht mit Freuden, Heinrich der Löwe.

Dieser Heinrich der Löwe nemlich, war der Sohn Herzog Heinrichs des Stolzen von Sachsen. Dieser hatte ganz Sachsen und Bayern unter seiner Herrschaft gehabt, und die Gewalt seines Scepters reichte von den Alpen bis an die Nordsee.

Da Heinrich der Stolze gegen die Wahl des vorigen Kaisers Konrad des Dritten gewesen war, so hatte dieser ihm einen großen Theil seiner Besitzungen genommen, und namentlich Bayern an den österreichischen Markgrafen Leopold von Babenberg gegeben. Als aber Heinrich der Stolze, und zwei Jahre nach ihm auch Leopold gestorben war, hatte Heinrich der Löwe, des Stolzen Söhnlein, von seinen väterlichen Herrschaften Sachsen, der österreichische Markgraf, Heinrich Jasomirgott, Leopolds Bruder, aber Bayern erhalten sollen. Diese Bestimmung trat aber nicht in Kraft, weil des Löwen Partei, besonders sein Theim Weif, sich mit den Waffen in der Hand dawider setzten.

Diesen schwebenden Streit hatte Friedrich der Erste 1156 geschlichtet, und zwar so, daß Heinrich der Stolze zu seinem Herzogthum Sachsen einen Theil von Bayern zurückerhielt, in welchem er bald darauf den Grund zu der Stadt München legte, Heinrich Jasomirgott aber einen Theil des Herzogthums Bayern mit seinen bisherigen Besitzungen vereinigte.

Aus diesen beiden Stücken bildete der Kaiser das

Herzogthum Oestreich, erblich und untheilbar in dem Geschlechte der Babenberger, welche mit besondern Vorrechten ausgestattet, unter andern das Recht hatten, als Schild des Reiches zur Rechten des Kaisers zu sitzen. Jasomirgott wurde so der Gründer von Wien, und des Landes Oestreich.

Wir haben nun im Vorhergehenden gesehen, wie Heinrich der Löwe in Rom dem von den Römern überfallenen Kaiser das Leben rettete, wir haben weiter gesehen, wie Friedrich vor seinem letzten Römerzuge den tapfern Heinrich selbst fußfällig um seinen Beistand bat, wie dieser ihn verweigerte, und in Folge dessen der Kaiser bei Legnano eine schwere Niederlage erlitt.

Aber, wenn auch in Italien Friedrich's Macht unterlegen war, noch war er mächtig gebietender Kaiser u. Herr in Deutschland, und darum beschlich eine schlimme Ahnung den Sachsen Heinrich, als er Kunde bekam von des Kaisers Friede mit Alexander und den Italienern. Denn nicht allein hatte er den Kaiser seinen Herrn schwer beleidigt, sondern viele geistliche und weltliche Herren standen gegen ihn, offen oder insgeheim, weil er mit eisernem Scepter regierte, und eigenmächtig, als ob kein Kaiser über ihm stände im deutschen Reiche.

Aus Italien zurückgekehrt berief ihn nun der Kaiser vor seinen Richterstuhl; dreimal gefordert, erschien er dreimal nicht. Da sprach Friedrich über ihn die Reichsacht aus, wodurch er recht- und heimathlos wurde, beraubte ihn seiner Länder, gab Bayern dem tapfern Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, den wir schon von Verona her kennen, und der der Stammherr des jetzt noch regierenden bayerischen Königshauses geworden ist, verlich Sachsen dem Grafen Bernhard von Anhalt, einen andern Theil von Heinrich's Ländern dem Erzbischof von Köln, und nur seine Stammländer Braunschweig und Lüneburg sollten dem gemüthigten Löwen bleiben. Die Milde des Kaisers hob zwar, als Heinrich in Erfurt sich ihm stehend zu Füßen warf, die Reichsacht wieder auf, aber ein Spruch der übrigen Fürsten verbannte ihn aus Deutschland, und so mußte der einst so gewaltige und stolze Herrscher mit Weib und Kindern arm und verlassen hinwegziehen aus dem Erbe seiner Väter, mußte den Schmerz erfahren, selbst vor den Thoren seiner Stadt Bardewick höhrend abgewiesen zu werden, und bei seinem Schwiegervater, dem König Heinrich von England das bittere Brod der Verbannung essen.

Da kam plötzlich aus dem Morgenlande die Kunde, Jerusalem, das beinahe 100 Jahre in den Händen der Christen geblieben war, sei wieder von den Türken erobert worden, das goldene Kreuz auf der Kirche des heiligen Grabes sei herabgeworfen, der Halbmond stehe an seiner Stelle. Wie ein schneidender Schmerz ging diese Kunde durch Europa,

allenthalben erscholl der Ruf zu den Waffen, England unter seinem tapfern König Richard Löwenherz, Frankreich unter Philipp August, sammelten ihre Schaaren, und auch Deutschland's 67jähriger kaiserlicher Held griff in frommer Begeisterung wieder zu seinem alten treuen Schwerte. Mit 150,000 Kriegern zog er durch Ungarn, über die Donau, nach Konstantinopel, wo damals noch griechische Kaiser herrschten. Sechs Tage brauchte sein Heer Zeit, um über die Meerenge von Konstantinopel nach Asien überzusetzen. Umschwärmt von den Horden der Türken, unter Kämpfen, in denen der alte Kaiser mit jugendlich kräftigem Heldenmuth sein scharfes Schwert führte, unter Beschwerden und Mühsalen gelangte das deutsche Heer nach Seleucia, einer Stadt nahe an der Grenze von Syrien. Am 10. Juni 1190 kam das Heer von hier aus an den Fluß Seleph, über welchen eine Brücke führte. Da geht der Uebergang dem von jugendlichem Feuer glühenden Kaiser zu langsam, mit einem kühnen Sprunge seines Pferdes setzt er in die Fluthen, aber die rasch strömenden Wogen reißen ihn mit dem Pferde fort, verzwehnt sucht er schwimmend das andere Ufer zu erreichen, sein Muth, sein Selbstvertrauen waren größer gewesen, als die alternde Kraft, und ohne daß Einer von den Tausenden, die ringsumher standen, ihn retten konnte, versank sein graues Haupt in der unerbittlichen Fluth.

Unter dem Jammer der Seinen wurde der entseelte Leichnam aus den Fluthen gezogen, und später in Tyrus dem Schoos der Erde vertraut. Das Heer der deutschen Kreuzfahrer zog zwar unter der Anführung seines zweiten Sohnes Friedrich von Hohenstaufen weiter, aber bald brachen Pest und andere Seuchen unter ihnen aus; vor Ptolomais fiel ihnen auch Friedrich zum Opfer, und so sahen von diesem stattlichen Heerzug nur Wenige einzeln, zerstreut, jammernd die deutsche Heimath wieder, und wo sie hinkamen, weckten ihre Berichte lautes Wehklagen und stilles Trauern im deutschen Reiche, denn des Reiches Schild und Schwert war gebrochen; Heinrich der Löwe war wieder aus England heimgekehrt mit flammendem Racheschwert, und in Friedrich's Sohne und Nachfolger Heinrich dem Sechsten wohnte nicht des Vaters Geist und Kraft.

Lange konnte das verwaiste deutsche Volk nicht glauben an den Tod seines geliebten Kaisers, und noch bis auf unsere Zeit lebt in des Volkes Gedächtniß und Sage das Andenken des großen Kaisers, und, wie an den König David die Messias-Hoffnungen des Volkes Israel, so knüpfen sich jetzt noch an den Namen Friedrich's des Rothbartes die Hoffnungen des deutschen Volkes für zukünftige große, herrliche, mächtige Tage des Vaterlandes.

Denn in dem Kyffhäuser, einem Berge in der goldenen Aue bei Nordhausen in Thüringen, auf

welchem ehemals das Schloß Kyffhäuser, ein Lieblingsaufenthalt des Kaisers, stand — so erzählt heute noch die Sage — sitzt mit seinen Getreuen und mit seiner anmuthigen Tochter der alte Barbarossa an einem runden Marmortisch, und der rothe Bart ist ihm längst durch den Tisch und um den Fuß des Tisches gewachsen, und um des Berges Gipfel fliegen krächzende Raben. Diese Raben aber sind die Geister der Zwietracht, der Uneinigkeit, der Zerspaltung im deutschen Vaterlande. Eines Tages wird ein Adler kommen, und mit mächtigem Flügelschlag die Raben verjagen, und mit lauter Stimme den schlafenden Kaiser wecken in des Berges Tiefe. Dann wird der alte Rothbart wieder zu dem wuchtigen Heldenschwerte greifen, und wird wieder auferstehen in alter Macht und Herrschergröße, und wird Deutschland wieder groß machen, und stark und glücklich und geachtet von allen Völkern, und Europa von den Türken und das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen befreien.

Einst, so berichtet aus dem Munde des thüringischen Volkes die Sage, einst saß auf dem Gipfel des Berges ein Schäfer, und belustigte sich auf seiner Hirtenflöte. Der Kaiser, der ihn hörte, ließ ihn durch einen Zwerg herbeiholen, hörte eine Weile seinen ländlichen Melodien mit Wohlgefallen zu, gab ihm dann von seinen reichen Schätzen eine Menge Goldes, und fragte ihn, ob die Raben noch um des Berges Gipfel kreisten, und als der Schäfer mit „Ja“ antwortete, sprach der Kaiser seufzend: So muß ich denn noch hundert Jahre schlafen. Wann aber der Schäfer den Besuch gemacht, darüber weiß die Sage nichts.

Und so müssen denn auch wir den wackern Kaiser in seinem Berge vorderhand wieder für ein Jahr schlafen lassen; vielleicht berichten wir bis künftiges Jahr noch einige Sagen vom Kyffhäuser. Jedenfalls aber sollten wir Alle unser Theil dazu beitragen, daß in Jedem von uns wenigstens ein Stücklein von dem alten wackern Rothbart, von seinem biedern, offenen, edelmüthigen Wesen, seiner freudigen, muthigen, deutschen Kraft, seiner ächten ungeschminkten Frömmigkeit erwachte, dann werden auch die Raben am Berge bald verschwinden, und der Geist Barbarossa's wird Deutschland groß machen, wie einst sein Schwert es groß gemacht hat.

Das Leben trennt, der Tod versöhnt.

Im Anfange unseres Jahrhunderts lebte in Polen eine angesehenere, begüterte Familie. Der Vater, ein geborner Pole, hatte sich mit einem russischen Fräulein vermählt, deren Eltern und Verwandte an dieser Verbindung kein Wohlgefal-

len, und daher mit der Familie ihrer Tochter keine Verbindung unterhalten hatten. Drei Söhne, Ignaz, Casimir und Johann waren der älteste fünf, der jüngste zwei Jahre alt, als der Tod ihnen in kurzer Zeit Vater und Mutter entriß. Die beiden ältesten Söhne wurden zu einem Oheim nach Rußland gebracht, um dort erzogen zu werden, der jüngste, Casimir, blieb bei polnischen Verwandten.

Frühe trat er in den Kriegsdienst, und war im Jahr 1830 bereits Offizier in dem weißen polnischen Uhlanenregiment. Von seinen beiden Brüdern hatte er bis jetzt nicht das geringste in Erfahrung gebracht. Aus des Vaters schriftlicher Hinterlassenschaft aber hatte er ein versiegeltes Papier erhalten, welches väterliche Ermahnungen enthielt, treu zu bleiben der Pflicht und der Ehre, und fest zu halten an dem Bunde brüderlicher Gemeinschaft, zu dem die Natur sie vereinigt hatte.

Dieses theure Vermächtniß trug Johann beständig bei sich, und oft, wenn seine Schritte straucheln wollten von der Bahn der Pflicht und der Ehre, fand er in des Vaters Worten Kraft zur Treue und unverbrochenen Pflichterfüllung, aber auch oft erfüllte eine stille wehmüthige Sehnsucht nach dem fernen Bruderpaar seine Seele.

Da brach im November 1830 die polnische Revolution gegen die russische Herrschaft aus. Das Uhlanenregiment, in welchem Johann stand, erklärte sich ebenfalls für die polnische Sache, und Johann selbst war mit Leib und Seele derselben Sache zugethan. Die Russen, welche anfangs aus Polen sich zurückgezogen hatten, rückten bald mit gewaltiger Heeresmacht wieder ein, und es wurden blutige Schlachten geschlagen, in welchen die ritterliche Tapferkeit und der Heldenmuth der Polen sich glänzend bewährte.

Auch bei Grochow stießen am 19. und 20. Februar 1831 die beiden Heere zusammen. Furchtbar donnerten am zweiten Tage die Kanonen, schrecklich rollte das Kleingewehrfeuer, Mann an Mann stürzte verblutend auf die Wahlstatt, aber das Vordertreffen des polnischen Fußvolkes stand fest wie eine Mauer, und immer wieder füllten sich die gelichteten Reihen; da erdröhnte weithin die Erde, das Schlachtfeld hüllte sich in eine dicke Staubwolke, und hervor aus derselben brach mit unwiderstehlicher Gewalt ein russisches Kürassierregiment. Es hieß das Unüberwindliche. Diesem Anprall vermochten die Reihen der Polen nicht zu widerstehen, sie öffneten sich, wurden durchbrochen, und schon schien die Schlacht verloren, da stürzte sich plötzlich das weiße polnische Uhlanenregiment auf die russischen Panzerreiter, und zu gleicher Zeit schloß sich das Vordertreffen der Polen hinter ihnen.

Schrecklich war der Kampf, welcher sich jetzt entspann, Beide Theile kämpften mit Löwenmuth. Der Standartenträger der polnischen Uhlanen war gefallen. Johann reißt dem Hinfinkenden die Fahne aus der Hand, schwingt sie sich über seinem Haupte, und wirft sich an der Spitze eines Reiterhaufens auf die Feinde. Zur selben Zeit aber setzt ein russischer Kürassieroffizier über die Haufen der Todten hinweg, und greift ihn an. Ein Säbelhieb des Russen zerschmettert die Fahnenstange, ein Streich des Polen trifft den Helm des Gegners, und wirft ihn vom Pferde; aber in seinem Sturze packt er den Arm Johann's, und reißt diesen mit sich zur Erde. Da beginnt erst der Kampf auf Leben und Tod, Brust an Brust, Gesicht an Gesicht, aber Johann ist der Riesenkraft seines Feindes unterlegen, welcher ihm die Kehle zuschnürt bis zum Erstickten. In diesem entscheidenden Augenblicke ergreift der Pole seine mit ihm zu Boden gefallene Pistole, und von der tödtlichen Kugel in's Herz getroffen liegt der Gegner leblos an der Erde. Johann's Pferd stand noch zur Stelle. Rasch hob er eine Briestafche auf, welche dem Russen aus den Kleidern gefallen war, schwang sich mit dem Rest der ihm übrig gebliebenen Kräfte auf sein Roß, und half noch im neuen Schlachtgewühl den Sieg der polnischen Waffen entscheiden.

Am Abende des blutigen Tages öffnet er in seinem Zelte die Briestafche des getödteten Gegners, doch plötzlich läßt er sie vor Schrecken und Schauer zur Erde fallen, denn die Briestafche des getödteten Feindes war seines Bruders Ignaz, und in derselben fand er von des Vaters Hand die Ermahnung, treu zu halten am Bunde brüderlicher Gemeinschaft.

Es bedurfte der ganzen Todesnoth des Vaterlandes, um den Unglücklichen aufzureißen aus der Betäubung, in welche dieser Schlag ihn versetzt hatte. Er suchte fortan den Tod, er stürzte sich in die dichtesten Reihen der Feinde, er fand nicht, was er suchte. Nach einiger Zeit mußte er auch mit Tausenden seiner Kriegsgesährten den blutgetränkten Boden der theuern Heimath als Geächteter verlassen, und lebte bald in Frankreich, bald in Deutschland.

Im Sommer des Jahres 1836 hielt er sich in einem deutschen Bade auf. Am Spieltisch saß ein Fremder, und verlor eine Summe nach der andern. Endlich stand derselbe auf, unterhielt sich mit Johann, und es zeigte sich bald, daß sie im nämlichen Gasthof wohnten. Dort angekommen, schlägt der Fremde dem Polen noch ein Spielchen vor. Allein auch hier verfolgt jenen das Unglück. Er spielt höher und immer höher, und endlich hatte er die Summe von

10,000 Gulden verloren. Vergebens erklärte der Pole, das Geld nicht annehmen zu können, er habe maßlos glücklich gespielt, sein Gegner unglücklich. Mit dem Worte: Spielschulden sind Ehrensulden, zieht der Verlierende die Summe in Banknoten aus der Tasche, legt sie auf den Tisch, und entfernt sich mit düsterem Blicke aus dem Zimmer. Johann wollte ihm folgen; allein er war schnell im Gange verschwunden. Eine Zeitlang sucht er von Thüre zu Thüre, endlich tracht ein Schuß, Johann stürzt athemlos nach dem Zimmer, in welchem derselbe gefallen war, und findet den Unglücklichen mit zerschmettertem Schädel am Boden liegen. Auf dem Tische lag die Briestafche desselben. Er war ein russischer Beamter, der an eine fürstliche Person die verlorene Summe überbringen sollte. Aber das zweite, was dem bestürzten Johann in die Augen fiel, waren seines Vaters Ermahnungen, die mit den seinen gleichlautend waren. Der Todte war sein zweiter Bruder Casimir. Ohnmächtig sank da der Arme neben dem todten und im Tode wiedergefundenen Bruder nieder, seine Kraft war der übermenschlichen Prüfung erlegen. Auch er war todt.

Die treue Gattin.

Zwei Jahre nach der polnischen Revolution, im Jahre 1833, kehrte der junge W., ein polnischer Edelmann, heimlich nach Galizien, an die Grenzen seines Vaterlandes zurück. Er hielt sich hier auf dem Gute eines ältern Freundes verborgen, und bald bildete sich zwischen ihm und der Tochter des Freundes ein inniges Band unauflöslicher Liebe. Doch nicht lange sollte das Glück der jungen Leute währen. Der Aufenthalt W's. wurde verrathen, und in einer unglücklichen Nacht fiel er den Häschern in die Hände.

Nach kurzer Haft wurde ihm sein Urtheil verkündet, welches dahin lautete, daß er an Rußland ausgeliefert werden sollte. Da eilt Wanda, seine Verlobte, zu dem Unglücklichen, läßt sich durch des Priesters Hand ehlich mit ihm verbinden, und begleitet den Gatten nach Rußland. Hier erhielt er nach einer weitem Haft die Weisung, als gemeiner Soldat in ein russisches Regiment in Sibirien einzutreten. Orenburg war der Ort seiner Bestimmung, und freudig folgte das treue Weib auch dorthin ihrem theuern Gatten.

Zwar wurde ihr Loos hier nicht so hart, als sie sich gedacht hatten, sie fanden auch hier gute Menschen, die freundlichen Antheil an ihrem Schicksale nahmen, und ihnen die Bitterkeit der Verbannung durch manches Zeichen wohlwollender Theilnahme, durch manchen treugemeinten Liebesdienst versüßten.

Zwei lieblich blühende Knaben waren ja außerdem der Mutter süßer Trost und innigste Freude. Ja es war, als ob gerade in den kalten Steppen Sibiriens das zarte Blümlein treuer Eltern- und Kindesliebe sich nur desto schöner entfalten, und unter den Stürmen des äußeren Schicksales der stille Frieden häuslicher Glückseligkeit nur desto herrlicher erblühen sollte. — Aber was sind der Menschen Hoffnungen und Träume? was ist das seligste Erdenglück? Der Würgengel des Herrn, die Cholera, trat auch über ihre Schwelle, und nach drei Tagen waren des Vaters und der Mutter schönste blühende Hoffnungen — nichts als modernder Staub, und die stille Erde umschloß alle ihre seligsten Freuden. Die Mutter brach zusammen unter der Last der Prüfung, und schien nacheilen zu wollen ihren vorangegangenen Lieblingen. Da sank auch der Vater auf's schwere Krankenlager. Doch siehe da — an des kranken Gatten Lager raffte die liebende Gattin wieder ihre brechende Kraft zusammen, und was alle Liebe zu leben bisher nicht vermocht hatte, und was alle Kunst und Pflege nicht zu Stande gebracht, die wunderbare Kraft der treuen Liebe vermochte es, sie genas wieder, um des kranken Gatten zu warten. — Dieser aber schien nicht mehr zurückkehren zu sollen in die Reihen glücklicher, heiterer Menschen. Denn er wurde zwar nicht eine Beute des Todes, aber tiefe Schwermuth umnachtete mehr und mehr seine Sinne, und endlich verfiel er in vollkommene Raserei. Bald darauf war er verschwunden, und am Ufer des Uralflusses fand man seine Mütze und seinen Mantel. — Mit tiefer Ergebung vernahm Wanda die erschütternde Nachricht von dem Tode ihres Gatten. Jetzt stand sie allein in der weiten Ferne, unter fremden Menschen, und der Weg der Heimkehr stand ihr offen. Sie entschloß sich denn auch bald dazu. Aber eins lag ihr noch schwer auf dem Herzen, die Leichen ihrer beiden entschlafenen Kinder wollte sie nicht in kalter sibirischer Erde lassen, sie wollte sie mit sich nehmen in die geliebte Heimath, um dort an ihrem Grabe eine Stätte zu finden für die unvergänglichen Thränen trauernder Mutterliebe. — Sie erhielt dazu von dem Statthalter die Erlaubniß. So er ließ ihr sogar einen bequemen Schlitten verfertigen mit einem weiten Kasten für die beiden Särge ihrer Kinder, und gab ihr einen Kosaken mit, der sie bis in wohllichere Gegenden des Reiches begleiten sollte. — Die treue Mutter verließ selten den Schlitten, sie aß, sie schlief darin. — Schon waren sie ziemlich weit auf ihrer Reise gekommen. An einer Station wurden die Pferde gewechselt und die Passagiere vorgezeigt. Dies Alles besorgte der Kosak. Als er aber damit fertig war, begab er sich, ohne von Wanda bemerkt zu werden, hinter den Schlitten, und lehnte sich an die Kiste. Plötzlich springt er erschrocken zurück, er glaubt eine leise Stimme aus dem Kasten vernommen zu haben. Doch er faßt wie-

der Muth, nähert sich dem Kasten, und vernimmt Nichts. Der Kasse aber kennt keine höhere Pflicht als strengen Gehorsam; darum meldet er sogleich dem Beamten an der Station seine Wahrnehmung; dieser tritt ungesäumt mit einigen Aufsehern an den Schlitten, und fordert Wanda auf, auszustiegen. Da sinkt die arme Frau, die von Allem dem, was bisher vorgegangen, Nichts gesehen hatte, von plötzlichem Schrecken ohnmächtig zusammen, man hebt sie heraus, findet unter ihrem Sitze die beiden kleinen Särge, — und in dem großen Kasten — den lebenden W.

Jetzt, lieber Leser, — denn ich fühle es, wie wehe es dir thut, noch weiter zu lesen, jetzt laß mich schnell hinweggehen über den traurigen Schluß unserer Erzählung.

Alles ist dir jetzt klar. W. hatte sich schwermüthig gestellt, damit man nach seinem Verschwinden ihn für todt halten sollte. Die Frau hatte ihn unter banger Todesangst bis zur Abreise verborgen gehalten, in der Nacht vorher hatte er sich in den Kasten versteckt, bei der Station war unglücklicher Weise ein Brett inwendig im Kasten losgegangen, und den Eingeschlossenen in die Seite gedrungen, was ihm einen unwillkürlichen Schmerzruf entlockte und dadurch seine Entdeckung herbeiführte.

Als streng bewachte Gefangene wurden nun beide unglücklichen Gatten nach Drenburg zurückgebracht, nachdem sie unterwegs die Särge ihrer Kinder zur Erde bestattet hatten.

Beim Einzug in Drenburg, welche andern Gefühle erfüllten jetzt die Herzen der armen Gefangenen, — als bei ihrer Abreise. Damals erfüllt von der seligen Hoffnung der Freiheit, jetzt hoffnungslos einer endlosen Marter entgegensehend. Und ihre bange Ahnung sollte sich bald erfüllen. W. wurde zu lebenslänglicher harter Arbeit in den Bergwerken verurtheilt, seine Frau blieb getrennt von ihm, eine arme Gefangene. Aber weiter reichte ihre Kraft nicht; getrennt von ihrem theuern Gatten konnte sie nicht leben. Ehe ein Jahr verflossen war, hatte der Engel der höhern Freiheit die treue Dulderin von den Banden irdischer Knechtschaft erlöst. Der arme Constantin W. aber fristet noch heute in den dunkeln Eingeweiden der sibirischen Bergwerke sein jammererfülltes Dasein, und harret der Stunde, die auch ihm schlagen, ihm die schweren Ketten von den wunden Gliedern nehmen, und ihn hinaustragen wird zu den seligen Räumen, in denen treue Liebe sich wiederfindet, und die Krone des Lebens davonträgt.

Räthselfrage.

Warum hört der Thor seine eigenen Thorheiten so schwer?
по чому неслухач чуе так важко свої глупоты?



Die
Vereinigten Staaten
von
NORDAMERICA
Südl. Theil.

Karte von
NEU-
CALIFORNIA

Nordamerika.

(Mit einer Karte und mehreren Abbildungen.)

Der Kalendermann hat's im letzten Jahr versprochen, daß er bald wieder etwas von Amerika berichten wolle, und „Versprechen muß man halten“ ist auch sein Sprichwort gewesen von jeher.

Es ist von den Lesern des letzten hinkenden Bogen unterdessen wohl Mancher ausgewandert aus dem Erdenlande überhaupt, und hat über'm Sternenmeer eine neue Heimath gefunden. Die lesen wahrscheinlich unsern hinkenden Bogen im Himmel nicht mehr, obwohl mehr als Einer droben ist, der auf Erden Kalender geschrieben hat, und der vielleicht auch dort die und da im Bartbüchlein beim h. Petrus eine schöne Geschichte vom rheinländischen Hausfreund oder vom Laher hinkenden Bogen erzählen muß. Aber Manche sind auch nur über's irdische Weltmeer gefahren, und haben den guten Rath des letztjährigen hinkenden Bogen befolgt, und dem Kalendermacher unterdessen geschrieben, wie es ihnen geht, und wie sie's treiben, und wie sie es gefunden haben in ihrer neuen Heimath.

Die Beschaffenheit des Bodens, wie des Klimas's ist natürlich in Amerika sehr verschieden, und während im Norden strenge Winterkälte herrscht, erfreut sich der Süden gegen den Meerbusen von Mexiko hin glühender Sonnenwärme, unterbrochen von furchtbaren Gewittern und anhaltenden Regengüssen; während der Pflanzenwuchs und die Thierwelt des Nordens, jedoch wegen der Jahrtausende langen Ruhe des Bodens immer noch üppiger sich findet, als in andern ähnlichen Erdgegenden, zeigt uns der Süden die mächtige Triebkraft und die eigenthümliche, wilde, aufregende Gluth heißer Erdstriche, die sich in dem Vorkommen gefährlicher reißender Thiere, giftiger Insekten und Amphibien, aber auch buntfarbig gezierter Bewohner des Waldes und herrlicher Farbenpracht riesiger Blumen offenbart.

Auf der einen Seite ist daher der Aufenthalt im Norden zwar kälter, aber für den deutschen Einwanderer weit zuträglicher und gesunder als im Süden, wo namentlich das gelbe Fieber ein Hauptfeind des menschlichen Lebens ist, besonders für die neuen Ankömmlinge. Diejenigen Gegenden des Landes, welche in den Küstenthälern des mittleren Mississippi, des Ohio, des Missouri liegen, und deren Mittelpunkt St. Louis ist, werden daher jedenfalls die Hauptniederlassungsplätze für den deutschen Auswanderer bilden, indem sie die Vortheile des Nordens mit denen des Südens vereinigen.

1. Erste Niederlassung.

(Mit einer Abbildung.)

Angenommen also, der deutsche Landmann hat sich entschlossen, dort sich niederzulassen, so sucht er sich vor Allem einen Wohnplatz, welcher wo möglich in der Nähe eines Flusses gelegen ist, denn diese sind vor der Hand noch im Innern von Amerika die Hauptabzugswege für die Erzeugnisse des Bodens. Zugleich sieht er darauf,

daß das anzukaufende Land möglichst Mannichfaltigkeit darbiete, daß es Waldland und Weideland enthalte, und daß die Urbarmachung zu Ackerland nicht gar zu beschwerlich sei.

Das erste, was nach Besignahme des Landes geschieht, ist der Hausbau. Dazu findet er freilich, wenn er nicht gar zu abgelegenes Land gekauft hat, gleichhilfreiche Hände, denn die Sitten bringen es noch mit sich, daß die Nachbarn, kaum aufgefordert, mit Söhnen und Knechten und Handwerkszeug aller Art herbeikommen, um dem neuen Nachbarn an seiner ersten Einrichtung zu helfen, wie auch ihnen früher von ihren Nachbarn geholfen wurde.

Da geht's dann an ein Arbeiten, daß es eine helle Lust und Freude ist. Die einen haben oder sägen Bäume ab, die andern bebauen dieselben so gut sie's vermögen; dort legen sie Baum auf Baum der Länge nach auf einander, in's Viereck, so groß das Haus werden soll, und kreuzen sie wie eine Verabnung an den Ecken, und lassen Platz für Thüre und Fenster. Wenn die Wände hoch genug sind, werden Balken drüber gelegt, Dachstrahlen aufgerichtet, und da der umschüßige, auf Profit bedachte Amerikaner fast überall schon Sägmühlen angelegt hat, so sind auch bald Latten zur Hand oder wo keine zu haben sind, dünne Stangen statt derselben. In eine Ziegelbrennerei in der Gegend, was gewöhnlich der Fall ist, so hat man auch bald das Dach gedeckt, oder man deckt es wohl auch mit selbstgetrockneten Ziegeln, ja sogar für die erste Noth mit Baumzweigen und Erde. In einigen Tagen, während welcher die Neuangekommene entweder unter Zelten oder Reisbäuten wohnen, oder auch bei einem nahen Nachbarn Unterkunft gefunden haben, ist der Neubau fertig, die Arbeiter halten von dem, was jeder mitgebracht, oder der neue Amerikaner aufgezählt hat, eine fröhliche Mahlzeit, wünschendem neuen Haus Herrn Glück in's Haus, und gehen ihres Weges.

So zieht die Familie dann in die neue Wohnstätte, und der Hausvater, wenn er der guten deutschen Sitte in Amerika nicht untreu werden will, liest mit den Seinen den Abendsegen und schläft auch in dem fernem Urwald Amerika's sicher und wohlbehütet unter dem Schirm des Höchsten.

Nun kommt eins nach dem andern. Zuerst werden Ställe und Schoppen gebaut für das Vieh, das jeder mitbringen muß, und zugleich ein taugliches Ackerland hergestellt für die erste Aussaat. Der Boden muß freilich oft ausgehölet, oder doch wenigstens von Bäumen und Holzwerk gesäubert werden, und das ist eine saure Arbeit; aber Dünger braucht das ausgeruhte Erdreich noch nicht gleich, und wenn nur Raum gewonnen wird zum Kartoffel- und Maisbau und für etwas Frucht, sowie Weide für das Vieh, so ist für das nächste Jahr gesorgt.

Was zur ersten Erndte muß der neue Gast von dem Mitgebrachten leben. Im Laufe des Jahres wird die Wohnung mit Moos und Lehm verstopft, wo der Wind etwa noch mit seiner unangenehmen Nachbarschaft

zudringlich ist, und für die bequemere innere Einrichtung gesorgt, es werden Bäume gefällt, damit es neuen Raum gibt für den Ackerbau, damit für den langen Winter gehöriger Holzvorrath da ist, und damit der Vater durch Verkauf von Stämmen in die nächste Stadt oder Sägmühle ein Stücklein Geld in's Haus bringt, wenn der lieben Kronenthaler aus Deutschland oder der Künstrantenthaler allmählig weniger werden.

So schnell als möglich muß für einen gehörigen Viehstand gesorgt werden, Pferde, besonders aber Kühe und Schweine zugehtan werden, damit die neuen Amerikaner bei der harten Arbeit, die in den ersten Jahren besonders auf sie wartet, immer auch mit gehöriger Nahrung versehen sind.

So kann es dem deutschen Landmann nach und nach gehäbig werden, wenn er die ersten 3—4 Jahre harter Arbeit und Sorge glücklich überstanden hat.

Dann schafft er alljährlich wenn der Winter kommt, und der Boden gefriert, daß man in die Wälder fahren kann, oder auf dem nahen Fluß sein Holz zur Stadt, und im Späthjahr wagt er die Ackerfläche und die Schweine und andere Erzeugnisse seiner Pflanze und Arbeit zusammen, und liefert es in einen größern Ort der Nachbarschaft, und bringt dafür schöne blanke Dollars, und allerlei Waaren, besonders Kleidungsstücke und sonstige Bedürfnisse mit für Haus und Familie.

So geht's, lieber Leser, wenn es gut geht. Wenn es aber schlecht geht, wenn der Ankömmling betrogen wird mit seinem Land, wenn er keinen Vorrath mitbringt für die erste Zeit, kein Geld zur Anschaffung der nothwendigen Bedürfnisse, wenn Krankheit oder Mißwachs einkehrt in seinem Hause, und auf seinem Felde, — dann, — o dann denkt er oft in seiner Noth zurück an's liebe deutsche Vaterland, und möchte vielleicht gerne wieder heim in's Dörflein im Obenwald oder Schwarzwald, wenn er nur wieder könnte.

2. Mineralpflanzen und Thierwelt.

Doch er ist nun einmal da, und muß sich eben in seiner neuen Heimath das Nest zurechtmachen so gut er kann. Die gebratenen Tauben fliegen ihm auch dort nicht in den Mund, so wenig als bei uns.

Also freischweg und freischgewagt, denn Gottes Natur ist überall dankbar, wo fröhlicher Sonnenschein und befruchtender Regen wechseln, und der Thau vom Himmel die erwachende Erde tränkt, und besonders in dies in Amerika der Fall. Es bedröhen zwar noch große dichte Wälder und ausgebreitete Sümpfe die weiten Landstrecken des westlichen Amerika's, aber überall wo der Menschen Fleiß dieser wilden Natur geklärt und ensumpften Boden abgewonnen hat, da trägt er auch in jugendlicher Kraft und Hülle das Gewächs, dessen Samen fleißige Menschenhand ihm anvertraut hat.

Das Mineralreich, das der Mensch nur heraus zu schaffen braucht aus dem Eingeweide der Erde, ja sogar

oft nur an ihrer Oberfläche zu suchen, ist sehr mannichfaltig.

Eisen, Kalk, Bausteine finden sich überall, Steinkohlen in den meisten nördlichen Gegenden, Blei und Kupfer in Missouri, Wisconsin und am Obersee, Silber in Louisiana und Arkansas, Gold in Carolina, Virginien, Alabama, Tennessee, und neuerdings besonders reichlich in Californien. Auch Salzquellen finden sich an sehr vielen Orten.

Die Pflanzenwelt ist verhältnismäßig noch reicher und zeichnet sich besonders durch die Größe und Mannichfaltigkeit der Bäume, so wie auch dadurch aus, daß wegen des heißen Sommers auch in sonst kältern Gegenden Kräuter und Bäume zur Entwicklung kommen, welche wir unter entsprechendem Himmelsstrich bei uns vergeblich suchen.

Eichen gibt es gegen 30 Arten, verschiedene Arten von Nichten und Tannen, sechslei Nussbäume, sodann Ahorn, Platänen, Eschen, Ulmen, Maulbeerbäume, Palmen, Tulpenbäume. Unsere Obstarten kommen in Amerika alle fort, dagegen liefert Louisiana und Florida Orangen und andere Südsfrüchte.

Waijen, Mais, Roggen, Hafer, Gerste werden gepflanz, Trauben wachsen in Menge wild, besonders in Arkansas, Illinois und Indiana.

Tabak liefert Virginien, Maryland und der ganze Westen, Baumwolle, Reis, Indigo, Zuckerrohr der Süden.

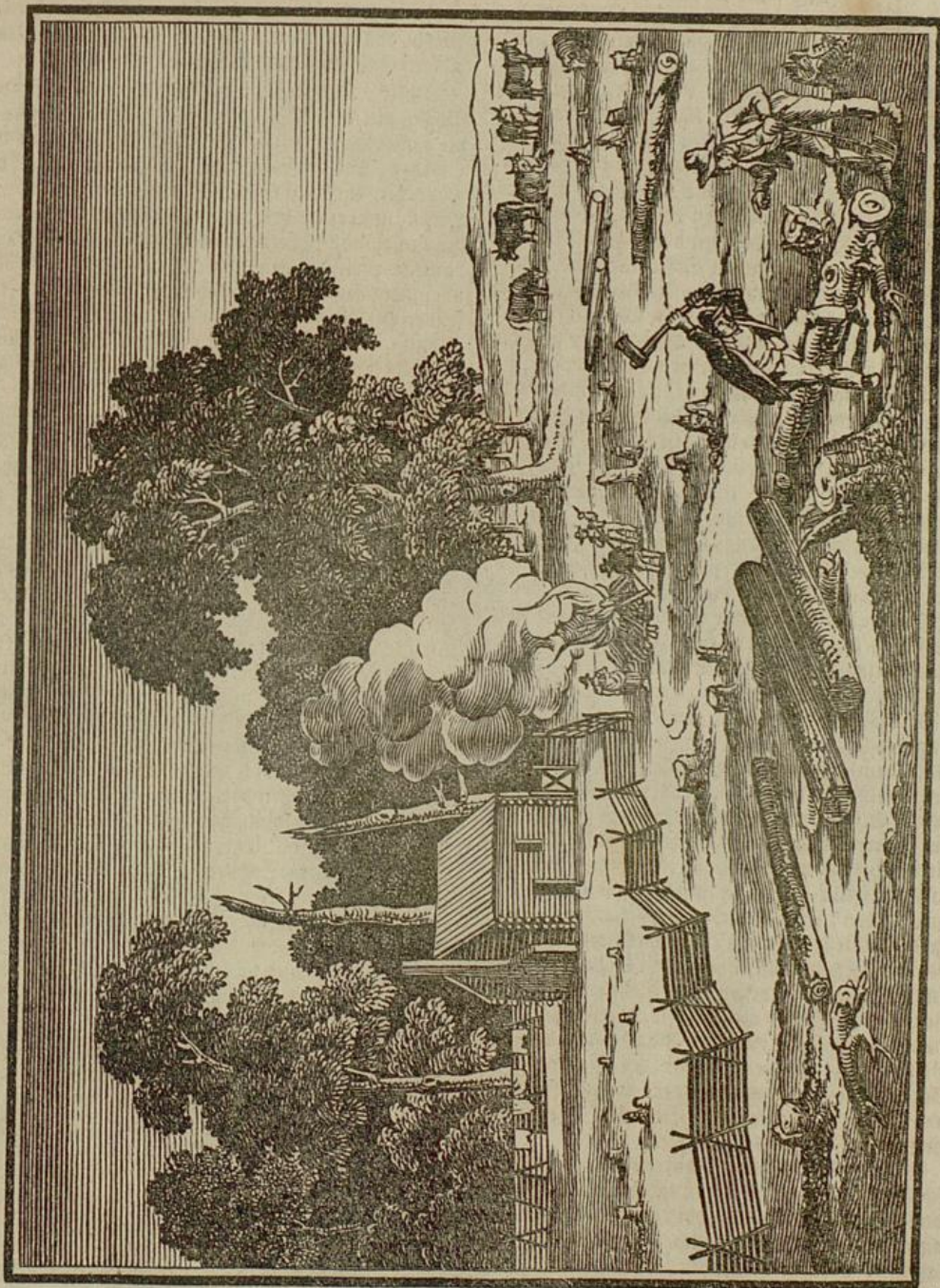
Von Thieren finden wir besonders Bison, oder Büffelochsen, Rothwild, Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Jaguar, Cuvuar, Beuteltiere, Wiesel, Ottern, Hasen, Eichhörnchen, Viber, Seehunde.

Rindvieh und Schaaf werden in Menge, besonders auf den weiten gradreichen Ebenen des Mississippi-thales gezoget, Schweine, Ziegen, Esel und Pferde gedeihen überall.

Zahmes Geflügel ist ungefähr das Gleiche, wie bei uns, von welchem sind vorhanden: Welschhühner, Kasanen, Rebhühner, Waldhühner, Schnepfen, Wildenten und Wildgänse, Schwäne, Tauben, besonders die Wandertaube, die oft in unabsehbaren Horden daherkommen, und sich auf den Wäldern niederlassen, so daß die Zweige davon brechen, und sie zu vielen Tausenden erschlagen und zur Speise eingemacht werden, ferner Adler, Geier, Spechte, Kolibri, Singvögel aller Art.

Am Küsten sind Meer und Klüfte reich, mit Schlangen, auch sehr giftigen wie der Klapperschlange, mit kleinen und großen, oft bis zu 16 Fuß langen Eidechsen, Kröten, Schildkröten sind Klüfte, Sümpfe und Wälder bevölkert, wobei besonders der Ochsenfrosch zu bemerken ist, der die Größe einer Kage erreicht. Eßbare Muscheln finden sich in Menge an den Küsten des Meeres, wozu auch fliehende Insekten, Schnaken, Muckito, Fliegen besonders in den niedrig gelegenen Gegenden eine wahre Landplage werden.





Hinf. Votē 1854.

Q

3. Bison jagd.

(Mit einer Abbildung.)

Der Bison, auch amerikanischer Buckelochse genannt, ist das größte amerikanische Landthier, größer als unsere Rinder, sein Gewicht erreicht zuweilen 20 Cenner. Seine Farbe ist schwarzbraun, sein Haar, besonders am Halse, lang, zottig, oft bis auf den Boden herabhängend, sein Kopf dick, seine Hörner schwarz, stark und vorwärts gebogen, sein ganzes Aussehen wild, finstern und furchbar. Die weiten Steppen und grasreichen Wiesen des nordwestlichen Amerikas, zwischen den obern Seen im Norden und dem mexikanischen Meerbusen im Süden, zwischen dem Mississippistrom und den Felsengebirgen, besonders die Ufer des obern Missouri sind sein hauptsächlichster Aufenthalt. Hier finden sie sich in zahlreichen Heerden zu Hunderten beisammen, und mit Ausnahme der Kämpfe, die sie oft unter sich haben, und ihrer Vertheidigungskämpfe gegen die hungrigen Wölfe, führen sie ein friedliches Dasein, grafsend, stampfend, wühlend, im Schlamm der Sümpfe sich wälzend, in wildem Laufe durch die weiten Ebenen stürmend.

Aber auch in ihr so lange unangestastetes Reich hat des Menschen Alles unterjochende Hand gegriffen; der Indianer, vor dem weiter und weiter fliehenden Strome der Bildung, vor der ferntreffenden Kugel des Weissen sich flüchtend in das Dickicht der ungelichteten Urwälder, ist des Bison's Nachbar und gefährlicher Feind geworden.

Der Wilde hat bald auch ihn seinem Dienste zinsbar gemacht, hat auch ihn seinem Vortheile geopfert. Was dem Indianer des stillen Weltmeeres die Cocospalme, ist dem Indianer des westlichen Amerikas der Bison geworden. Sein saftiges Fleisch liefert ihm tägliche Speise, sein Pelz schützende Kleidung, seine Haut Leder zu Röhren, Säuteln, Zaum und Riemen, sein Horn Löffel zum Essen, sein Hirn Stoff zum Gerben, seine Knochen Sattelgestelle, Keulen für den Krieg, und sonst allerlei Werkzeuge. Das Mark der Knochen ist dem wilden Sohn der Steppe ein gesuchter Leckerbissen, die Sehnen liefern ihm Bogenseile, Zwirn und Faden, die Knorpeln und Hufe brauchbaren Leim, das Haar der Halmähne Gespinnst zu Zeugen, sogar der Haarbusch des Schweifes einen Abwehrer gegen die giftigen Stiche der zahllosen Fliegen und Schnaken, welche jene sumpfigen Grasflächen durchschwärmen.

Den größten Theil des Jahres leben sie auch unter sich im Frieden, aber im August und September kommen sie oft in Heerden bis zu tausend Stück zusammen, kämpfen unter sich, zerwühlen und zerstampfen weithin die unter ihrem Hufschlag erdröhnende Erde, und wie daherrollender Donner tönt dann ihr Brüllen durch die weite Steppe.

Der Indianer, ihr Nachbar, beschäftigt sich Jahr aus, Jahr ein mit Nichts als mit Kriegen und Raub-

zügen gegen benachbarte Stämme, oder mit der Jagd des Bisons oder Büffels.

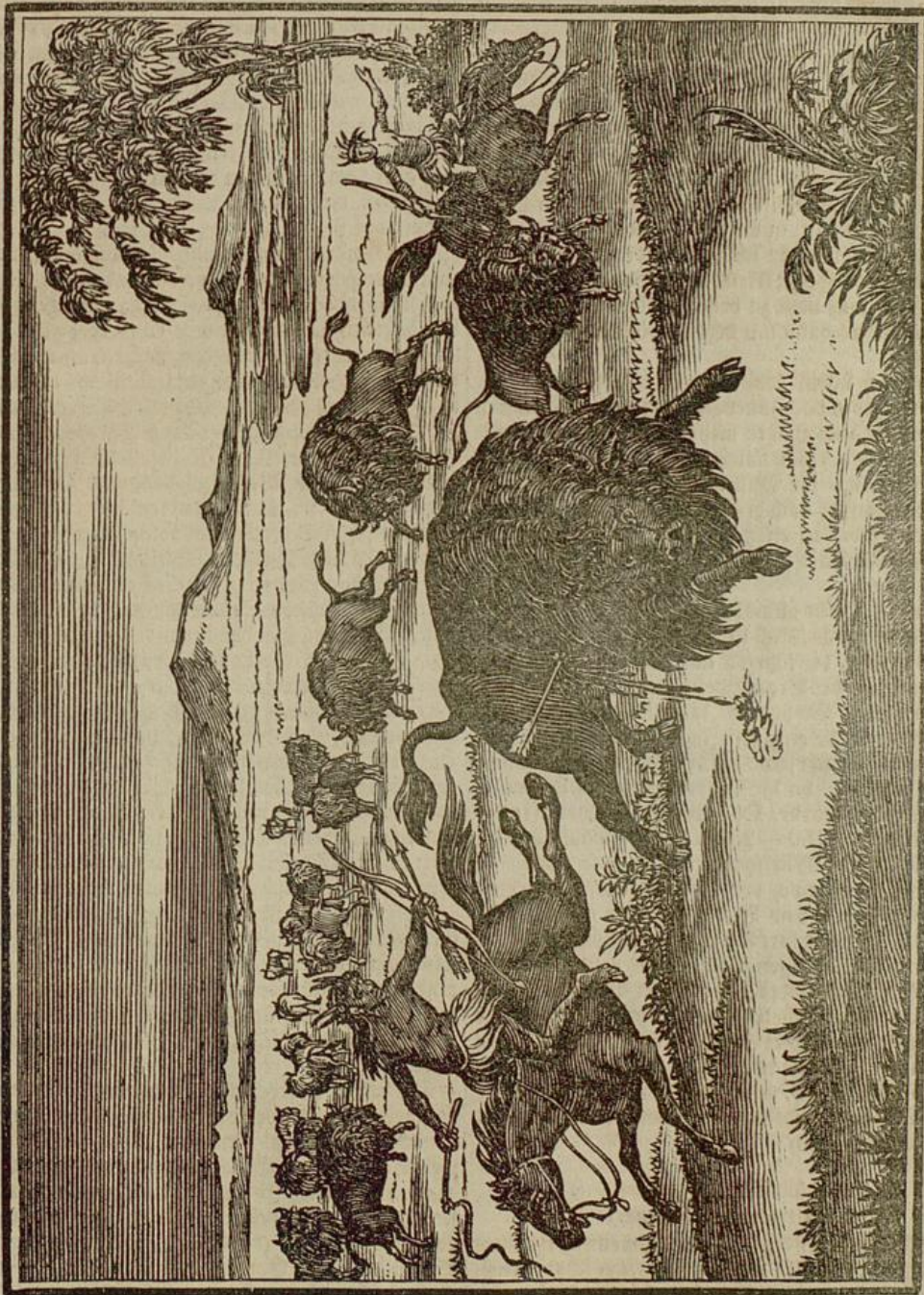
Zu dem letzten Zweck fängt er sich ein wildes Pferd, das er für diese Art der Jagd abrichtet, und welches eine ungeheure Schnelligkeit besitzt.

Schild, Köcher, Mantel legt er ab, nimmt den Bogen mit 6 Pfeilen in die linke, eine Peitsche in die rechte Hand, wirft den Zügel auf den Hals des Pferdes, und lenkt dasselbe nur mit dem Druck der Schenkel. So folgt er beobachtend einer Heerde von Bison, sucht einen von der Heerde heraus, den er an die Außenseite derselben zu bringen sich bemüht, jagt dann in pfeilschnellem Galopp an dem Thiere vorüber, und sendet ihm den scharfen, meist sicher treffenden Pfeil in die verwundbare Weiche. (Siehe Abbildung.) Das Pferd lenkt nach dem Schusse schnell um, und bringt seinen Herrn sicher aus der gefährlichen Nähe.

Denn gefährlich wird das Thier, wenn es verwundet ist, stürzt sich in rasender Wuth auf den Angreifer, und wehe ihm, wenn das Pferd strauchelt, und die wüthende Bestie ihn so einholt! Von den scharfen Hörnern durchbohrt, zerrissen, wird er unter den stampfenden Hufen des gereizten Thieres zermalmt. Besonders gefährlich ist natürlich die Lage dann, wenn, wie dies oft geschieht, die ganze Heerde des angegriffenen Kameraden sich annimmt, und von allen Seiten auf den kühnen Feind einherstürmt; und dennoch ist auch hier oft der schlaue, gewandte Sohn der Wildniß nicht verloren; mit kühnem Sprunge setzt er vom Pferde ab auf den Boden, überläßt dieses den zermalmenden Hörnern der Feinde, und rettet sich mitten aus dem Gedränge, oft unter den Füßen der rasenden Rinder hinaus auf den nächsten Baum, von dessen Höhe er der Wuth der Thiere spottet. Und dennoch ist er manchmal selbst hier nicht in Sicherheit, denn die Wühler umdrängen seine letzte Zufluchtsstätte, stürmen mit der mächtigen Sitze gegen den Baum, scharren, wühlen, stampfen die Erde um denselben oft so sehr auf, daß der Baum ihren vereinten Anstrengungen erliegt, und der feste Angreifer dennoch eine Beute seiner erbitterten Verfolger wird.

Gewöhnlich nimmt jedoch der Kampf nicht diesen schlimmen Ausgang für den Indianer, er entgeht durch die Schnelligkeit des Pferdes seinen Feinden, wiederholt den Angriff auf den einmal Verworfenen, der natürlich durch den Blutverlust und die erste Wuth ermatet der Heerde nicht mehr folgen kann, und so zuletzt den wiederholten Angriffen erliegen muß. Besonders im Winter, wo die Büffel im hohen Schnee einsinken, der Jäger auch zu Fuß auf Schneeschuhen sie angreift, wird das Thier in der Regel seine Beute.

In neuerer Zeit, seitdem die Wilden den Genuß des Branntweins kennen gelernt und überhaupt



manches Laster angenommen, manche freie Tugend ihrer Urväter abgelegt haben, verkaufen sie gewöhnlich die Haut des Bisons für Branntwein, und lassen das Maas liegen für die zahlreichen hungernden Wölfe, welche jene Gegenden durchziehen.

Diese Wölfe, welche in 60—70 Arten, meistens von weißer Farbe, am obern Missouri sich aufhalten, greifen auch lebende Bison an, hegen sie unter wiederholten Bissen zu Tode, und säuigen sich an ihrem Fleische. Dennoch zeigen merkwürdiger Weise die Büffel vor dem Wolfe keine Furcht, sondern lassen ihn ungehindert ganz in die Nähe kommen.

Dies benutzen die schlauen Indianer hüllen sich in solche Wolfspele, kriechen, mit Bogen und Pfeilen versehen, ganz nahe zu dem reglosen Thiere heran, und tödten es dann mit dem tief eindringenden Geschoße.

Auf diese Weise aber werden die Büffel nicht nur immer tiefer in das Innere zurückgedrängt, sondern namentlich auch immer mehr gelichtet und vermindert. Daher hat man namentlich schon die Frage aufgeworfen, wie die Millionen von wilden Wölfen, die dort hausen, nach der Ausrottung der Bison sich anders erhalten können, als durch Angriffe auf den Menschen, der bisher vor ihnen ziemlich sicher war.

Daß aber eine allmähliche Ausrottung der Bison nicht unwahrscheinlich ist, zeigt sich aus der Menge dieser Thiere, die jährlich auf eine wahrhaft leichtfertige Weise der Branntweingier der Indianer zum Opfer fallen. So hat im Jahr 1832 ein Indianerstamm von einer einzigen Jagd 1400 Büffelzungen zu Markt gebracht, und dafür einige Maas Branntwein erhalten, da die Maas ihnen zu 4 Louisd'or angeschlagen wurde. Durchschnittlich wurden in den letzten Jahren 150—200,000 Büffelhäute auf die amerikanischen Märkte gebracht, und so scheint es, wie die Indianer vor dem Andrang des weißen Wolfes, vor Pulver und Blei sich immer mehr zurückziehend, fort und fort Scholle um Scholle vertheidigend, im stets blutigen Kampfe erliegend, von Jahr zu Jahr weniger werden, bis dieser Menschenstamm ganz von dem Erdboden wird verschwunden sein, so geht auch der Büffel seit Jahrhunderten vor dem Indianer her tiefer in die Wildniß, und auch seine Heerden lichten sich, mindern sich, verschwinden, und mit dem letzten Indianer wird auch der letzte Bison verschwunden sein.

4. Sklaverei.

(Mit einer Abbildung.)

Erstaunen wirst du, lieber Leser, wenn du in einem Artikel über Amerika dieses abscheuliche Wort liest, über Amerika, das du dir vorstellst als das gesegnete, glückliche Land wahrer Freiheit und unbeschränkter Menschenrechte. Und doch muß ich dieses schlimme Wort wiederholen und dir sagen, ja in Amerika ist

noch bis auf diese Stunde die Sklaverei zu Hause, und zwar nicht etwa bloß in Ländern des südlichen Amerikas, nicht in den Ländern der Königin von England oder des Kaisers von Rußland in Nordamerika, sondern in den Ländern, welche zur freien nordamerikanischen Republik, zu den Vereinigten Staaten, gehören.

Zwar, will ich dir's zu einigem Troste sagen, nicht in allen Staaten der Republik herrscht die Sklaverei, aber doch nahezu in der Hälfte derselben.

Wie ist dies möglich? wirst du fragen. Wie kommt das?

Das kommt daher, daß die Vereinigten Staaten zusammengefaßt sind aus so weit auseinanderliegenden, in ihrer Natur, in ihren Erzeugnissen, in ihrer Bevölkerung so verschiedenen Ländergebieten.

In den nördlichen Staaten, wo die Natur unserem europäischen Boden mehr ähnlich ist, wo der Ackerbau, die Viehzucht, der Gewerbfleiß, der Handel, die Hauptbeschäftigung der Einwohner, wo der Boden gemächlich und fleißig so viel hervorbringt, als der Einzelne mit Weib und Kind und Gesinde erarbeiten und pflanzen, erndten und verwerten kann, wo endlich die Einwohner größtentheils Einwanderer aus England, Deutschland, der Schweiz und ähnlichen Ländern sind, — in diesen nördlichen Staaten herrscht die Sklaverei nicht, oder doch nicht mehr. Dagegen herrscht sie in den südlichen Staaten, in welchen der üppige, warme, mächtig treibende Boden geeignet ist, zu großartigen, umfangreichen Pflanzungen von Handelsartikeln wie Baumwolle, Zucker, Indigo, in welchen die große Hitze die Arbeit zu einer größeren Last und Unbequemlichkeit, die Menschen träger, die Ausdunstung der sumpfigen Pflanzungen den Aufenthalt ungesund und lebensgefährlicher machen, und welche den größeren Theil ihrer Einwanderung aus Frankreich und namentlich aus Spanien erhalten haben.

Von lange her ist bekannt, daß der Spanier, so wie überhaupt der Bewohner wärmerer Gegenden kein sonderlicher Freund der Arbeit ist, so daß während der Nordländer arbeitet, damit es ihm nicht zu kalt wird, der Südländer sich in den kühlen Schatten auf die Bärenhaut legt, damit es ihm nicht zu warm wird.

Die ersten Entdecker und Eroberer der südlichen Gegenden Amerika's waren die Spanier, und es ist wohl manchem geneigten Leser wohlbekannt, welche furchtbare Grausamkeit von diesem Volke gegen die armen Indianer, die Ureinwohner von Amerika, verübt wurde, theils um sie zur Herausgabe ihrer Schätze zu zwingen, theils um sie zum Aufwühlen des Goldes und Silbers aus dem reichen Schooß der Erde anzuhalten.

Bald zeigte es sich, daß die Indianer den schrecklichen Anstrengungen des Bergbaues nicht gewachsen waren. Als nun auch große Pflanzungen von

Baumwolle, Caffee, Zucker u. dgl. angelegt wurden, und der Einzelne, dem oft solche manches Hundert Morgen große Pflanzungen gehörten, Hunderte von Arbeitern brauchte, und als von der ungesunden Arbeit in den sumpfigen Feldern, und von der harten Arbeit in den Bergwerken die Indianer zu Tausenden hinstarben da war dringende Gefahr, daß auf diese Weise die Indianerstämme ausgerottet würden, und die Spanier keine Arbeiter mehr zum Goldsuchen und Felderbauen finden möchten.

In dieser Noth trat ein wohlmeinender, menschenfreundlicher Mann unter den Spaniern auf, und gab ihnen den Rath, um die armen Indianer zu schonen, sich Arbeiter von den kräftigen, glieberstarken Negerstämmen an der Küste von Afrika zu holen. Dieser an sich und mit Rücksicht auf die Indianer ganz menschenfreundliche Rath wurde von den Spaniern und andern europäischen Ansiedlern in Amerika begierig ergriffen, und ist in seiner Anwendung seit Jahrhunderten ein wahrer Fluch für die Menschheit, ein noch immer nicht ausgelöschter Schandfleck in dem Leben der neuentdeckten Welt geworden.

Denn jährlich gingen nun Hunderte von Schiffen an die afrikanische Küste, und kauften dort Schwarze von einzelnen Negerfürsten, die mit ihren eigenen Unterthanen Handel trieben, oder Nachbarstämme überfielen, und die geraubten Nachbarn verkauften, oder die Schiffe überfielen, selbst einzelne Negerbörför, in denen sie Alt und Jung, Männer und Weiber raubten und fortischleppien, oder es bildeten sich förmliche Handelsgesellschaften, Handelshäuser an den afrikanischen Küsten, welche ganze Vorrathshäuser von gekauften oder geraubten Negern anlegten, und dann an die Schiffe aus Amerika oder aus Europa verkauften, welche sich mit der Lieferung solcher Menschenwaare beschäftigten.

Und wie eine Waare wurden die armen geraubten Schwarzen wirklich behandelt. Wenn sie weggerissen worden waren aus ihrer Heimath, der Mann von seinem Weibe, der Sohn von seinem Vater, die Tochter von ihrer Mutter, wenn alle jene, auch unter den Wilden Afrika's heilig und theuern Bande gewaltsam zerrissen waren, wurden die armen Gefangenen zu Hunderten in den dunkeln engen Schiffsraum gebracht, gefesselt, Kopf an Kopf, Rücken an Rücken gepreßt, und so hinüber geführt nach den fernen Küsten Amerika's. Wie Viele da unterwegs in Elend und Kummer verschmachteten, wie Viele gleich dem lästigen Urarath so über Bord in die Tiefe des Meeres geworfen wurden, sie waren glücklicher als diejenigen, welche lebend das Ufer Amerika's erreichten. Denn jetzt erst begannen die Tage der Dual.

Wenn eine solche Ladung Selavenwaare ankam, wurde sie ausgepackt, in große Magazine verbracht, und hier dem Verkauf ausgesetzt. Da kamen dann

die Pflanze, die Händler, die Auffütterer, die Einen um kräftige Arbeiter für ihre Pflanzungen, die Andern um gute gewinnversprechende Stücke für ihren Menschenhandel, die Dritten, um Kinder und junge Neger und Negerinnen zu ersteigern, die sie ein paar Jahre tüchtig füttern und abrichten, um sie dann theurer wieder zu verhandeln.

Wenn ein Mann mit feigem Weibe, wenn eine Mutter mit ihrem Kinde beisammen geblieben ist bis dahin, wenn in dem finstern, verpesteten Schiffsraum, wenn auf dem fremden unglückverheißenden Boden das Eine bei dem Andern noch Kraft und Trost finden, das Eine in des Andern Liebe Erleichterung schöpfen, das Kind in der Mutter Schooß sich ausweinen und wenigstens mit Theilnahme vernommene Klagen ausschütten konnte, — so hört jetzt auch dieses Alles auf. Wahrlich, wer nicht ein Herz hat, härter und gefühlloser als harter Kieselstein, dem muß es bluten beim Anblick solches endlosen unaussprechlichen Jammers, den Menschen ihren Mitmenschen zu bereiten im Stande sind, den sie ihnen mit kaltem Blute und hartem Herzen bereiten, bereiten um des fluchwürdigen Gewinnes, um des mit Sündenschuld über und über bedeckten Goldes willen. Ja das Blut der Menschheit klebt an dem schimmernden Golde, das Glück der Menschheit ist in ihm und durch es begraben, das Gold wiegt leider bei Tausenden schwerer als ihrer Seelen Seligkeit.

Auf dem öffentlichen Selavenmarkt werden die armen Menschen ausgestellt. Rings um sie her, mitten unter ihnen, vor ihnen, hinter ihnen stehen die Käufer. Hier wird eine arme Gefangene auf die frechste, gefühlloseste Weise untersucht, dort einem Andern der Mund aufgebrochen, dort muß Einer Sprünge machen, sich drehen und wenden, lachen und tanzen in seinem Elend, und wenn so die Käufer sich ihre Waare besichtigt haben, beginnt die Versteigerung. Der Ausrufer, ein in seinem Geschäft hart wie Eisen gewordener Mann, bietet sie aus, und schlägt sie zu. 50 fl., 100 fl. für Kinder, 1000 bis 3000 fl. für Erwachsene, Arbeitsfähige. Da ist es umsonst, wenn die Frau sich anklammert an den Mann, der Pflanze kann nur den Mann brauchen, da hanzt vergebens das weinende Kind am Halse seiner jammernden, bittenden, flehenden Mutter, der Händler will die Mutter, der Auffütterer will das Kind. Sie werden auseinander gerissen, mit Fußtritten zum Schweigen gebracht, Hunderte von Sunden weit von einander getrennt, sie sehen einander nimmer in diesem Leben.

So hat Amerika arbeitende Hände gewonnen, deren jetzt nur in den südlichen Staaten der amerikanischen Republik über 3 Millionen sind.

Es hat zwar der Selavenhandel mit der afrikanischen Küste abgenommen, weil einzelne Staaten, besonders England und Frankreich ihre eigenen Selaven freigekauft, und den Handel verboten ha-

ben, und alle Sclavenschiffe, die sie auf dem Meere antreffen, wegnehmen, die Führer strafen, die Sclaven freilassen; aber in Amerika selbst besteht der Handel noch fort.

Schon hat sich zwischen den nördlichen Staaten, welche keine Sclaven haben, und den südlichen deshalb eine starke Spannung und drohende Gefahr der Trennung herausgestellt, die im Norden wollen sie ganz abschaffen, die im Süden wollen sie behalten, weil sie glauben, daß sie ohne Sclaven nicht bestehen können. Ja, es haben sich in neuerer Zeit die nördlichen Staaten sogar zu dem Gesetz verstanden, daß entflohene Sclaven wieder ausgeliefert werden müssen. Noch dürfen auch im Norden die Schwarzen nicht an öffentlichen Wahlen Theil nehmen, noch galt bis vor wenigen Jahren ihr gerichtliches Zeugniß Nichts gegen einen Weißen.

In den südlichen Staaten aber, von Kentucky an, in Tennessee, Carolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas besteht jetzt noch die Sclaverei mit allen ihren Abscheulichkeiten, mit allen ihren unmenschlichen Gräueln.

Die Sclaven werden gekauft, verkauft, und vererbt, stirbt der Herr, so gehören sie seinen Erben, oder werden eben versteigert, wie andere Hinterlassenschaft. Sclaven sind aber nicht bloß die Schwarzen und ihre Kinder und Kindeskinde, sondern auch die Kinder der schwarzen Sclaven mit Weißen; und selbst wenn die Weißen die Herren sind. So kommt es, daß das eigene Kind des weißen Herrn von der schwarzen Sclavin, das Kind, das vielleicht an Farbe dem Vater ganz nahe steht, Sclave ist und bleibt, und daß es so schwarze, braune, halbweiße und selbst weiße Sclaven gibt.

Frei werden können sie nur, wenn der Herr ihnen einen Freibrief ausstellt, oder ihnen erlaubt, von etwaiger eigener Ersparniß sich selbst freizukaufen, was aber sehr schwer hält, da sie eigentlich gar kein Eigenthum haben können, und was sie haben dem Herrn gehört.

Allerdings gibt es auch gute, wohlwollende Herren unter den Pflanzern, aber ihre Zahl ist gering gegen die Zahl der harten und grausamen, und ihre Stimme und ihr Beispiel verschwindet vor der allgemeinen Stimme.

Schrecklich ist aber das Schicksal solcher Unglücklichen, welche harten grausamen Herren in die Hände fallen. Ihrer 500—700 leben da in kleinen, niedrigen Hütten, ein Haufen schmutziges Stroh ist ihr Lager; ein Feggen ihre Decke. Mit dem Tagesgrauen müssen sie an die Arbeit, in brennender Sonnenhize ohne Ruhe, ohne Raß, der Aufseher, meistens selbst ein Neger, steht ihnen zur Seite, wenn sie nachlassen in der Arbeit, wenn sie ermatten, wecken Peitschenhiebe ihre brechende Kraft, daß das Blut ihnen über Gesicht und Glieder hinabrieselt, wenn sie, was besonders bei Frauen oft der Fall ist, ohnmächtig zu-

sammensinken, werden sie mit blutigen Streichen, oder gar mit Nadelstichen und andern Martern aus ihrer Betäubung geweckt. Am Abend werden sie heimgetrieben, Jeder erhält eine Portion Mais, die er selbst mahlen, und rösten muß, und so wird es oft Mitternacht bis der arme Gequälte zur kurzen Ruhe kommt. Unterricht erhält er natürlich keinen, der Sclave soll nichts lernen, denn dies könnte ihm den Herrn gefährlich machen, und kommt er etwa aus dem Hause eines gütigen Herrn, der ihn hat unterrichten lassen, der ihn mit Gottes Wort in der heiligen Schrift bekannt gemacht hat, so wird ihm selbst der Gebrauch dieses einzigen Trostes in seinem Elend verboten, und jedes verstoßene Lesen in dem heiligen Buche bringt ihm die Gefahr drohender Mißhandlung.

Ist er traurig, zieht ihn eine stille Sehnsucht in seine ferne Heimath, zu seinem Weibe, zu seinen, dem gleichen, oder einem härtern Schicksal verfallenen Kindern, so gilt er, bei aller Treue der Arbeit, als ein verstockter, halsstarriger Sclave, der nicht lachen und singen und tanzen will, weil es der Herr gebietet, und jede Art von Mißhandlung ist seine tägliche Speise.

Scheint in einem Sclaven noch ein Funke besseren Gefühles zu leben, scheint er gar von christlicher Gesinnung erfüllt, der harte Herr will keine Christen, er will nur Sclaven haben — so wird er angehalten, seine straffälligen Mitarbeiter zu züchtigen, zu peitschen bis auf's Blut, und wenn er sich dessen weigert, so ist harte Strafe sein Loos, bis er entweder dem harten Herrn willfahrend zum Henker an seinen Brüdern wird, oder unter der Strafe seiner Weigerung erliegt. Die Strafe aber eines unfolgsamen Sclaven besteht darin, daß er an einen Pfahl gebunden, wohl auch an den Füßen aufgehängt, und dann von dem rohen unbarmherzigen Aufseher mit einer ledernen Peitsche so lange gebauen wird, bis er mit Blut bedeckt, oder in schweren Fällen, bis er todt ist.

Dieses schreckliche Loos hat dann die Folge, daß manche Mutter ihr neugebornes Kind tödtet, um es einem künftigen ähnlichen Schicksale zu entziehen, weil kein Vater und keine Mutter hoffen kann, ihr Kind, und wenn es ihnen noch so lieb, noch so theuer ist, zu behalten; ja gerade je kräftiger, je hübscher und vielversprechender die armen Kleinen sind, desto mehr läßt sich aus ihnen Geld lösen, desto sicherer werden sie verkauft.

Daß unter solchen Umständen Fluchtversuche der Sclaven oft vorkommen, läßt sich denken, aber wehe dem Flüchtling, der nicht entkommt! Der Pflanzler sammelt seine robusten, widestesten Sclaven um sich, ruft die nächsten Nachbarn zu Hilfe, nimmt ein halbes Duzend abgerichtete Hunde dazu, denen er ein Stück von den Kleidern oder der Decke des Entlaufenen vorhält, damit sie den Geruch bekommen. Die Herrn sind zu Pferde und sowie die verfolgenden

Sclaven mit Flinten bewaffnet, und nun beginnt die blutige Menschenjagd.

Ist der Entflohene noch nicht zu weit, so wird er auf diese Weise unfehlbar wieder von den Bluthunden ausgewittert, erreicht, und wenn nicht die Herrn in Zeiten dazukommen, so wird der arme Flüchtling von denselben oft im Sumpfe zerrissen. Streckt ihn die Kugel eines Verfolgers nieder, so ist sein Loos noch beneidenswerth, denn wenn er lebend in ihre Hände fällt, so wartet seiner schwere, furchtbare Strafe. Er wird gepeitscht bis auf den Tod, oder, wenn er vielleicht den besondern Jorn seines Herrn sich zugezogen, so wird er an einen alten Baumstumpf angefesselt, rings um ihn ein Feuer angezündet, und der vorher halb zu Tode Gehezte, wird langsam zu Tode gebraten.

Wie aber, wirst du fragen, lieber Leser, gibt es denn kein Gesetz, das solche Unthaten verbietet, keinen Arm der Gerechtigkeit, der sie bestraft?

Wohl gibt es Gesetze, wenigstens gegen solche schreiende Unmenschlichkeit, aber aus einer weit abgelegenen Pflanzung, wie soll die Stimme des Unterdrückten bis zum Sitze menschlicher Gerechtigkeit bringen, und wer soll Zeugniß reden wider den Tyrannen, wo kein Zeugniß eines Schwarzen gerichtliche Geltung hat?

Ist es zu verwundern, wenn unter solcher harten unmenschlichen Behandlung die Neger selbst abgestumpft werden gegen alles Edlere und Bessere, wenn sie verschlossen, mißtrauisch, erbittert werden gegen ihre Herrn, gegen die Weißen, gegen den

Gott und den Glauben, zu dem ihre Unterdrücker sich bekennen?

Und dennoch zeigen Tausende von Beispielen, daß auch sie Menschen sind, ausgerüstet mit Anlagen und Kräften, wie wir Alle, und dennoch wenn die Leuchte des Glaubens an Jesum Christum, wenn der Anker des Vertrauens auf den wahren Gott ihnen geboten wird, nehmen sie freudig den Herrn Jesum auf in ihrem Herzen, halten sie fest an dem Anker des unerschütterlichen Gottvertrauens, und bekennen laut unter Todesqualen den Namen des Erlösers, der auch sie berufen hat zu seiner künftigen Herrlichkeit.

Selten stirbt die treue hochherzige Liebe zur Heimath, die Vaterlandsliebe, die das Zeichen eines edlen Menschen ist, in ihrer Seele, sie zeigen einen lebendigen Trieb nach Erkenntniß und Unterricht, schöne Anlagen für menschliches Wissen, eine hohe Fassungskraft für höhere Wahrheit, einen tüchtigen, thatkräftigen Sinn für menschliche Verhältnisse und Beschäftigungen, sie sind unter Umständen sanft, wohlwollend, gütig, zärtlich, redlich, reich an Selbstverleugnung, Aufopferungskraft und ächtem Heidenmuth.

Oder ist das kein Heidenmuth, wenn ein Neger, der durch die Flucht in die englischen Besitzungen in Amerika sich und seine Freiheit gerettet hat, zurückkehrt in die Sclavenstaaten, um seine dort schmachtende Schwester zu retten, und obgleich er bei dem ersten und zweiten und dritten Versuche jedesmal in die Hände seiner Peiniger fällt, jedesmal furchtbare



Strafe erduldet, — doch zum vierten Male das Leben wagt, um endlich auch die geliebte Schwester in das Land der Freiheit zu geleiten?

Daß aber auch der scheinbar verwilderte Neger-Slave, dem Guten zugänglich ist, und für die gute Sache der Menschheit gerettet werden kann, davon zeugt folgendes Beispiel

Ein Pflanzer hatte einen riesenstarken, trotzig, unbändigen Sklaven, der stets unwillig die Bürde der Knechtschaft ertrug. Dreimal war er schon entflohen, dreimal wieder eingefangen, und schrecklich geprügelt worden, und wäre der starke Neger nicht so viel Geld werth gewesen und so brauchbar zur Arbeit, und der Herr einer von den ächten Tyrannen, so wäre der Feuertod längst sein Loos gewesen.

Jetzt, als er gerade zum vierten Mal entflohen war, und man Anstalten machte, ihn einzufangen, kam der Bruder des Pflanzers, ein milder, wohlwollender Mann in die Pflanzung. Der Pflanzer empfing ihn mit Klagen über den unbändigen Flüchtling, der auch in der Pflanzung während der Arbeit in keine Ordnung zu bringen sei.

Schenke oder verkaufe mir den Flüchtling, sprach der Neuangekommene, ich will meine Arbeit an ihm versuchen. Die Brüder wurden schnell einig. Nun begann die Jagd. Der Neger, der in dem hohen undurchdringlichen Dickicht von Schilf und Sumpfpflanzen nicht schnell fliehen konnte, war von den Hunden bald aufgespürt, und erreicht. Ohne Waffen vertheidigte er sich wüthend gegen dieselben, schon hatte er drei derselben mit seiner Faust getödtet, als einer der Verfolger mit einem Schuß ihn niederstreckte. (Siehe vorstehende Abbildung) Er war jedoch nicht todt, sondern nur schwer verwundet. Der Fremdling näherte sich ihm, hob ihn vom Boden auf, ließ ihn nach Hause tragen, nahm ihn am folgenden Tage mit sich in seine Wohnung, legte ihn in sein eigenes Zimmer, verband mit eigener Hand seine Wunden, und pflegte ihn wie ein Bruder den Bruder pflegt, bis er wieder genesen war

Schon während der Heilung thaute unter dem warmen Liebeshauch des wohlwollenden Herrn die eisige hartgewordene Rinde auf, die das trotzige Herz des Negers umschloß. Er wurde nachdenklich, mittheilhaftig, und die gesegnete Frucht der Dankbarkeit reifte mehr und mehr in seiner Seele, er hatte etwas gefunden, was ihm noch Niemand entgegengebracht hatte, er hatte Liebe gefunden und Wohlwollen.

Als er genesen war, sagte ihm sein neuer Herr: Scipio, so hieß der Sklave, ich gebe dir die Freiheit, hier ist dein Freibrief, du kannst von nun an gehen wohin dir's beliebt. Und der Sklave warf sich dankbar, einen Thränenstrom vergießend, dem Herrn zu Füßen, und erklärte ihm, er könne nicht von ihm gehen, und bat ihn, er möge ihm doch erlauben bei ihm zu bleiben.

Der Herr aber übergab ihm zwar den Freibrief, behielt indessen den guten Scipio bei sich, und dieser wurde nicht nur sein treuester Diener und bald ein gewissenhafter und wohlwollender Verwalter seiner Felder, sondern auch ein frommer und getreuer Bekenner Jesu Christi

Noch ist es nicht abzusehen, bis wann in diesem Theile Amerika's die Sklaverei aufhören wird, und du, lieber Leser, der du vielleicht auch deine sieben Sachen zusammenpackst, um den Weg über's Weltmeer zu suchen, wirst die Sache dort wohl noch im alten, schlimmen Geleise antreffen, aber nach und nach muß es auch dort anders werden, und auch du, wenn du einmal amerikanischer Bürger geworden bist, magst dein, wenn auch noch so geringes Scherflein dazu beitragen.

Unterdessen hat sich aber eine sehr schöne, großartige Anstalt in Afrika, in dem Vaterlande der armen Sklaven gebildet, welche besonders darum unsere Theilnahme in Anspruch nimmt, weil sie hauptsächlich von freigewordenen amerikanischen Schwarzen ausgeht und von solchen gehalten wird, nämlich die Colonie, zu deutsch Niederlassung, Liberia auf der Westküste von Afrika.

Hier haben sich nämlich schon viele Hunderte solcher aus Amerika zurückgekehrten, von der unüberwindlichen Heimathliebe zurückgeführten ehemaligen Sklaven niedergelassen. Sie haben bereits blühende Städte und Dörfer, treiben Handel und Gewerbe, und bringen so geistiges Leben und Gesittung heim in ihr Vaterland. Aber was noch mehr ist als alles dies, sie bringen auch Jesum Christum im Herzen, sie bringen das Christenthum mit heim auf ihre afrikanische Erde, sie predigen ihren noch in heidnischer Nacht wandelnden schwarzen Brüdern durch Wort und Beispiel das Wort des Lebens, und so wird vielleicht durch Gottes wunderbare Fügung aus dem fluchbeladenen Boden der Sklaverei der segentragende Baum des Evangeliums und der wahren Freiheit der Kinder Gottes aufgehen für kommende afrikanische Geschlechter und auch die schwarzen Brüder werden mit uns versammelt zu der einen großen Gemeinde Jesu Christi.

Von der Seidenzucht.

Wenn man heutzutage überall mehr Klagen hört über Mangel an Verdienst, über zunehmende Armut, und wenn man wirklich um sich her leider manche Bestätigung dieser Klage bemerkt, so ist es nicht genug, daß man loszieht über die Faulheit, die eben lieber den Bettelstab als Karst und Spaten oder sonst ein nützliches Werkzeug zur Hand nimmt, lieber Bettelbrod, als das Brod isst, das im Schweisse des Angesichtes verdient wird, es ist nicht genug, daß man ausrechnet, um wie viel die Bevölkerung

seit 50 Jahren zugenommen, während das tragbare Land jedenfalls nicht in demselben Verhältniß sich vermehrt hat, es ist nicht genug, daß man beweist, wie Dieser oder Jener, da der Reiche, dort der Arme, da die Herrschaft, dort die Diensthoben, am Ende wie viel wir Alle für Kleidung und Nahrung und sonstige Lebensgenüsse Geld zum Fenster hinaus werfen, oder in den Wind jagen, — nein, damit ist's nicht genug, sondern wer es ernst und redlich meint mit sich und andern Menschenkindern, der muß rathen und helfen, so viel in seinen Kräften steht, der muß selber die Hand an's Werk legen, damit zwar nicht des Klagens ein Ende werde, denn das wird bleiben, so lange es Menschen gibt, aber damit es doch besser werde, wo es besser werden kann.

Je größer in einem Lande, so gut wie in einem Hause, die Zahl derer ist, die nur verzehren und nichts erarbeiten, desto näher ist die Armut vor der Thüre, und umgekehrt, desto näher der Wohlstand. Es gibt nun aber in jedem Hause und in jedem Lande eine große Anzahl von Leuten, wie Kinder, alte Leute, Gebrechliche, Leidende, die nicht jede Arbeit verrichten können, deren Kräfte für schwerere Arbeiten zu gering sind; und auch diesen eine nützliche, die allgemeine Wohlfahrt fördernde, Beschäftigung zu geben, muß deshalb eine Aufgabe jedes treuen und klugen Hausvaters, jeder verständig und redlich denkenden Regierung sein.

Eine solche Beschäftigung aber ist die Seidenzucht, — und diese Beschäftigung um so vortheilhafter, weil sie nur wenige Wochen des Jahres in Anspruch nimmt, und dies zu einer sonst nicht besonders arbeitsvollen Zeit.

Wie manche Leserin, welche seidene Halstücher und Kappenbänder, oder gar seidene Kleider trägt, hat sich noch nicht von Beirem einfallen lassen, daß die Fäden zu dieser Herrlichkeit von einem kleinen Thierlein fabricirt werden, das dazu keine Maschinen braucht und keine Wasserkraft und keine Fabrikarbeiter, und daß es gutmüthig genug wäre, einer jeden Leserin, die sich die Mühe nehmen wollte, das Thierlein ordentlich zu pflegen, solche kostbare Fäden im Ueberfluß zu spinnen.

Die Seide kommt nämlich her von einem Insect, Seidenraupe oder Seidenspinner genannt. Es gehört zu den Nachschmetterlingen und verwandelt sich wie diese, das heißt, der Schmetterling legt ungefähr 500 Eier, etwa wie Hirsekörner, wovon beläufig 16 000 auf ein Loth gehen, so daß etwa 30 bis 32 Schmetterlinge ein Loth liefern. Aus diesen Eiern, welche weithin, selbst in Briefen, verschickt werden können, schlüpfen, sobald die Maulbeerpflanze, ihre Nahrung, ausschlägt, kleine Räupecken, die innerhalb 29 Tagen von der Größe einer Linie bis zu der von drei oder vier Zoll wachsen. Daß sie in dieser Zeit von Tag zu Tag mehr fressen, weil sie größer werden, versteht sich. Auch häuten sie sich innerhalb

dieser 29 Tage viermal, nämlich am fünften, neunten, fünfzehnten und einundzwanzigsten Tage, was fünf Lebensabschnitte 1) vom 1. bis 5., 2) vom 6. bis 9., 3) vom 10. bis 15., 4) vom 15 bis 21., 5) vom 21. bis 29. Tage macht. Alsdann gegen den 29. Tag fängt die Raupe an sich zuerst in weitgespannte Fäden, dann immer enger und dichter einzuspinnen, bis sie sich in diese gar feste, selbstgemachte Hülle völlig eingeschlossen hat.

Etwa vierzehn Tage bleibt die Raupe in dieser Hülle eingepuppt, daher Puppe, auch Cocon, genannt. Unterdessen sind dem Thierlein Flügel gewachsen, es hat sich verwandelt, und theils durch einen scharfen ägenden Saft, theils durch eigene Anstrengung macht es sich ein Loch in sein Haus, aus dem zuerst der Kopf, dann der ganze geflügelte Leib des Schmetterlings herauskommt, so daß er wieder ist, was er am Anfang war.

Früher war die Gewinnung der Seide beinahe ausschließlich auf die Länder des östlichen Asiens, wie China und Japan, beschränkt, doch kenne schon das graueste Alterthum den Seidenstoff, wie denn bereits der Prophet Hesekiel im 16. Kapitel im 10. und 12. Verse davon spricht, also etwa 600 Jahre vor Christi Geburt. Es war aber in jenen asiatischen Ländern, welche großen Gewinn aus ihrem Seidenhandel zogen, bei Todesstrafe verboten, Fremde diese Kunst zu lehren, oder Eier auszuführen.

Anno 555 nach Christi Geburt aber brachte ein Mönch in seinem ausgehöhlten Pilgerstabe solche Eier nach Griechenland, und von da aus hat sich seitdem die Seidenzucht fast über ganz Europa verbreitet, was allein schon einen Beweis für den Nutzen derselben liefert. Auch in kältern Gegenden, wie in Schweden und Dänemark kommt der Maulbeerbaum im Freien fort, weshalb man dort auch Seide ziehen kann.

Die Hauptländer dafür sind in Europa bis jetzt noch Italien, besonders die Lombardei und Frankreich.

Es erfordert nun allerdings auch dieses Geschäft etwas Geld zum Anfang, Fleiß und Achtsamkeit zum Betreiben, und einige Vorbereitung wegen der Nahrung für die Thiere. Damit nun mancher verständige Leser den hinkenden Boten nicht gähnend bei Seite legt, sondern sich die Sache genauer überlegt, frisch Hand an's Werk legt, und vielleicht gar in ein Paar Jahrlein dem Kalendermann entgegenkommt mit einer schönen Hand voll blanker Thalerchen oder Gulden, die er beim Seidenbau herausgeschlagen, so wollen wir es versuchen in diesem, und so Gott will dem nächsten Kalender eine kurze Anleitung zum Geschäft, so gut wir es verstehen, und von Andern gehört und gelesen haben, — hier beizufügen. Ebe man sich Pferde oder Rube anschafft, hat man für einen Heustock und einen Klecker zu sorgen, und

so sorgt man, ehe man Seidenraupeneier herbeischafft, für Futter, das heißt für Maulbeerbäume.

Für ein Loth Eier, das heißt für etwa 12—16,000 Raupen rechnet man von dem Auskriechen aus dem Ei bis zu dem Einpuppen ungefähr 5—6 Zentner Maulbeerblätter von dem weißen Maulbeerbaum.

Doch ist es noch vortheilhafter, Maulbeerbedden zu pflanzen, weil diese schneller einen Ertrag an Blättern liefern, was schon nach 5—6 Jahren der Fall ist. Ein zehnjähriger Maulbeerbaum liefert 50—60 Pfund Blätter, man braucht also für die Raupen von einem Loth Eier 12 Bäume. Ein guter Haushalter wird aber natürlich mehr anpflanzen, und zwar so, daß ein Baum der Länge des Feldes nach 24 Fuß von dem andern, der Breite nach die Reihen 9 Fuß entfernt stehen, jedoch so, daß die einzelnen Bäume in folgender Weise zu einander stehen:

* * * * *
* * * * *
* * * * *
* * * * *

Zwischen den Bäumen kann man immer noch eine Hecke pflanzen, und selbst Kartoffeln, Welschkorn, Hafer und dergleichen. Der Boden, am Besten Sandboden, braucht keiner andern Pflege, als jeder andere gut gehaltene Obstkarten, und manche Bergfelder und manches Waldfeld könnte auf diese Art nützlich verwendet werden. Die Egelinge zu den Maulbeeren kann man aus Saamen ziehen, am Besten aber man kauft 4—5jährige, von denen man im nächsten Jahr schon Blätter ziehen kann.

Hat man die Pflanzung zurecht gemacht, so schaffe man sich an einige flache Kästchen von Pappdeckel ein Thermometer zur Beobachtung der Wärme, eine blecherne Schaufel und eine Besenbürste zum Ausreinigen der Hürden, eine Bodleiter, Körbe für das Futter, und Bretchen zum Vertragen der Raupen, wenn man sie an den Ort bringt und sie sich einspinnen sollen.

Weiter ist nun nöthig, daß man für die erforderliche Räumlichkeit Sorge, das heißt für ein heizbares Zimmer, in welchem man finster machen, das gegen Sonnenschein und Luft zu gehörig geschützt und nicht allzu niedrig ist, so daß man die Luft hie und da reinigen kann.

Die Italiener ziehen während der letzten drei Wochen bis zur Verpuppung der Raupen aus ihren Wohnzimmern aus auf die Speicher des Hauses.

In diesem Zimmer müssen je 2 Fuß übereinander Fachwerke von etwa 4—5 Fuß Länge, 3—4 Fuß Tiefe angebracht werden, und in diese Fächer paßt man die Raupenhürden oder Raupenkästen so ein, daß sie bequem herausgenommen werden können.

Die Fachwerke sind bloß aus Latten, hinten und vorn mit einer Latte, die Raupenhürden bestehen wie ein Dörrbrett, aus vier Seitenrahmen und einem

durchlöcherten oder maschenförmigen Boden von Papier, Leinwand oder Wolle. Damit jedoch durch diesen Boden der Unrath nicht auf die Raupen im nächsten Fach hinabfällt, bringt man unten an dem Fachwerk, auf dem die Hürde steht, auf Schnüren einen andern Boden von Papier an.

Die Eier kauft man entweder von einem zuverlässigen Mann, oder man hat sie selbst gezogen, und den Winter über in hölzernen Büchsen oder auf Papier oder grober Leinwand, am Besten auf Wollentappen ausgebreitet, und an einem kühlen, trockenen Orte, wie in einem nicht zu kalten Zimmer aufbewahrt. Mitte Mai etwa bringt man sie, nachdem man sie vorsichtig gewaschen, gereinigt und getrocknet hat, dünn ausgebreitet in die oben genannten nicht über $\frac{3}{4}$ Zoll hohen Pappdeckelkästchen, deckt diese mit einem Flor zu, und legt darauf zarte Maulbeerblätter. Diese Kästchen stellt man in ein Zimmer, welches am ersten Tage 15, am zweiten 16, am dritten 17, am vierten 18, am fünften 19, am sechsten 20 Grad Wärme haben muß. Am sechsten bis zehnten Tage schlupfen die Räumchen aus, was man aber, wenn Spätfrost eintritt, auch dadurch verzögern kann, daß man die Eier in ein kälteres Zimmer bringt. Wie die Räumchen auskommen, kriechen sie durch den Flordeckel durch auf die Maulbeerblätter, und mit diesen trägt man sie nun auf die für sie bestimmte Raupenhürde, welche natürlich um so kleinere Maschen haben muß, je kleiner noch die Räumchen sind.

Bis zur ersten Häutung, das ist vom 1—5 Tage, erhalten sie im Ganzen $2\frac{1}{2}$ Pfund zarte, trockene Blätter, klein geschnitten, und man hält die Wärme am 1. Tage auf 21 Grade, am 2—5 auf 20 Grade. Von der ersten bis zur zweiten Häutung, das ist vom 6—9 Tage brauchen sie 9—10 Pfund und 19 Grade, vom 10—15. Tage 33—34 Pfd. jezt ganze Blätter und 17 Grade, vom 16. bis 21. Tage 100 Pfd. und 17 Grade, und in den letzten 4 Tagen 400—450 Pfd. und 15 Grade. Alles dies ist für 1 Loth Eier, oder etwa 16,000 Raupen berechnet. Die Fütterung geschieht 4mal täglich, die Reinigung der Hürden, so oft es nöthig scheint. Jedesmal vor der Häutung werden die Raupen unruhig, erheben den Kopf und sind scheinbar krank, wobei man sie nicht stören und namentlich nicht füttern darf, bis Alle wieder erwacht sind. Vor dem Einspinnen besonders ist dies der Fall, wobei sie auch nicht mehr fressen wollen; die Ringe des Körpers ziehen sich ein, der Körper wird weicher anzufühlen, die Haut hinter dem Kopfe schrumpft ein, und, gegen das Licht gehalten, sind die Raupen von unten her durchscheinend.

Da muß aber nun für die sogenannte Spinnhütte vorher gesorgt werden. Es werden nämlich an der hintern und an beiden Nebenseiten der Hürde Reiser von Birken angebracht, und zwar so, daß sie etwas höher sind, als der Raum zwischen den Hürden, und

sich deswegen nach einer umbiegen. Auf den Anfangs erwähnten Brettchen bringt man hierauf die zum Einspinnen fertigen Raupen in die Nähe der Reiser, und an diesen, oft auch an den Gestellen und Zimmerwänden, kriechen sie hinauf, und fangen ihr Gespinnst an, worin man sie ja nicht stören darf. Man sucht dabei die sich gleichzeitig einspinnenden Raupen möglichst auf eine Hürde zusammen zu bringen, doch so, daß sie nicht zu dicht liegen, und so leert man in 8—10 Tagen eine Raupenhürde und füllt eine Spinnhütte nach der andern. 8—12 Tage nach dem Anfang des Spinnens zieht man die Reiser aus der Spinnhütte, nimmt davon vorsichtig die Cocons ab, reinigt sie, besonders auch von der äußern, gröbren, sogenannten Flockeite, sondert sie der Farbe nach, und legt auch gleich gute und feste zurück, die man auschlüpfen läßt und zur Eierzucht benutzen will. Dabei sucht man gleichviel weibliche und männliche zu behalten, welche letztere kleiner und in der Mitte etwas eingedrückt sind. Die aus diesen etwa 20 Tage nach dem ersten Einspinnen ausgeschlüpfen Schmetterlinge läßt man dann sich paaren und Eier legen, jedoch nach der Farbe ihrer Cocons getrennt, und verwahrt die Eier in der oben angegebenen Weise bis zum nächsten Frühjahr. Die Cocons, welche man aber zur Seidenzucht bestimmt hat, müssen sogleich, besser noch vor dem zwölften Tage nach dem Einspinnen, getödtet werden, und dies geschieht am Besten in heißen Dämpfen, wobei man sie etwa 3 Zoll hoch 20—25 Minuten lang in gestochenen Hürden oder Körben über den dampfenden Kessel hält, dann in ein Tuch wickelt, und etwas später im Schatten trocknet und öfters umwendet. Diese so gewonnenen Cocons, wenn man sie, was nicht rathsam ist, nicht selbst abhaspelt, werden an größere Fabriken verkauft. Von einem Loth Eier sind 40—50 Pfund Cocons eine gute, 30—35 eine geringe Erndte. 40 Pfund Cocons geben aber im Durchschnitt etwa 4—5 Pfund Seide, das Pfund zu 9 fl. gerechnet, macht einen Ertrag von etwa 40 fl. Bedenkt man nun, daß sonst müßige Hände all diese Arbeit verrichten können, daß in einigen Wochen das ganze Geschäft vorüber ist, daß nach den ersten Anschaffungen sehr wenig Auslagen mehr nöthig sind, daß man bei vorhandenem Platz auch die dreifache und sechsfache Anzahl von Eiern kann austriecken lassen, so zeigt sich's, daß das auf dieses Geschäft angelegte kleine Kapital einen sehr schönen, einen größern Zins abwirft, als manches andere, bei dem wir schwere Mühe und Arbeit, und vielleicht manche Gefahr des Verlustes haben.

Können denn die 21 Millionen Gulden, die wenigstens jährlich für Seide in's Ausland gehen, nicht auch doch wenigstens zum Theil bei uns im deutschen Lande bleiben? Der Kalendermann möchte gar gerne einem Jeden seiner Leser so einige Tausend davon in's Haus wünschen, aber dazu muß der ge-

neigte Leser auch mithelfen, und in dem Artikel von der Seidenzucht findet er, wie er's anfangen muß, damit der Grundstein dazu gelegt werde.

Illenau.

Die, an dem freundlichen Westabhange der Schwarzwaldgebirge, in der Nähe des Städtchens Achern gelegene Irrenheilanstalt Illenau gehört zu den besten und wohlthätigsten Anstalten nicht nur Badens, sondern ganz Deutschlands. In der kaum zehnjährigen Zeit ihres Bestehens hat dieselbe durch ihr segenbringendes Wirken manches gegen solche Anstalten überhaupt bestehende Vorurtheil siegreich widerlegt, und ihren Ruhm weithin über die Grenzen unseres engern Vaterlandes ausgebreitet. Es stehen aber auch, und der hinkende Bote lügt und schmeichelt nicht, sondern Wahrheit gegen Hoch und Nieder geht ihm über Alles, es sieben Männer an der Spitze der Anstalt, die ihre Pflicht begriffen haben, die ihrem Amte ihre ganze Kraft, ihren ganzen freudigen Willen gewidmet haben, in deren Händen das geistige wie das leibliche Wohl der Kranken wohlbesohlen ist.

Daß solche Männer auch in der Wahl der andern Angestellten der Anstalt, der Wärter und Wärterinnen, den rechten Takt zu treffen wissen, und daß demnach auch die untergeordneten Bediensteten der Anstalt durch ihre Treue, jeder in seinem Amte, der Anstalt alle Ehre machen, läßt sich erwarten, und ist auch der Fall.

Und sollte nicht die Gründung, die zweckmäßige, bequeme, ja reiche Ausstattung einer solchen Anstalt allein schon im Stande sein, das Andenken eines Fürsten in Ehren und Segen zu erhalten? Und doch ist dies nur ein Geringes von dem Guten, was Leopold seinem Volke hinterlassen, ja der hinkende Bote meint, ein solches Vermächniß, wie das, das der Vater im Sohne uns hinterlassen, sei wahrhaftig auch kein Kleines.

Was kann es aber für die Gesammtheit, besonders aber für die einzelnen Familien und Bürger wohlthätigeres und beruhigenderes geben, als eine solche Anstalt, welche dazu bestimmt ist, diejenigen Unglücklichen, welche eine Geistesstörung erlitten haben, und welche den Thriken, bei aller freudigen, pflegenden, aufopfernden Liebe, eine schwere, oft eine unerträgliche Last werden, aufzunehmen, zu pflegen, zu heilen? Der Kalendermann kennt ein Haus, in dem lag der Vater dreißig Jahre lang mit umnachteten Geiste, und die treue Gattin, und die frommen, liebenden Töchter haben dreißig Jahre lang redlich und ohne Murren des frankten Mannes gewartet, und an seiner Seite dreißig schöne Jahre ihres Lebens vertrauert. Wahrlich, der Herr behüte uns Alle vor solcher Prüfung!

Aber wenn sie auferlegt worden, der weiß eine Anstalt, wie unser Allenau, zu schätzen, der bringt gerne die nöthigen Opfer an Geld für die Unglücklichen, die wahrlich nicht zu hoch sind. Es wird nemlich für die erste Klasse jährlich 540, für die zweite 300, für die dritte 160 fl. bezahlt, und nur Weniges, z. B. die Kleidung, muß besonders bezahlt werden, jedoch auch diese nicht in der dritten Klasse. Reicht der Vermögensertrag eines Kranken zur Deckung der obengenannten Summen nicht aus, so wird der vorhandene Ertrag verwendet, und das zur Deckung der Summe weiterer Erforderliche auf das Kapitalvermögen vorgemerkt, dieses jedoch nicht angegriffen, so lange der Kranke in der Anstalt ist. Wenn es sich jedoch später darum handelt, auf das vorgemerkte Kapital eines aus der Anstalt Entlassenen oder Gestorbenen zu greifen, und auf wie viel, so entscheidet das Groß-Ministerium des Innern, in den meisten Fällen zu Gunsten der Zahlungspflichtigen.

Wo aber das Einkommen eines Kranken, die Verpflegungskosten übersteigt, und keine nahe Angehörigen Ansprüche daran haben, kann für die dritte Klasse ein weiterer Beitrag bis 100 fl., für die zweite und erste bis 150 fl. zu Gunsten der höhern Verwaltung der Anstalt erhoben werden.

Die Classen aber gründen sich auf das Vermögen und den Stand des Aufzunehmenden, und dieselben erhalten dafür Verpflegung, Wäsche, Wartung (wo kein besonderer Wärter nöthig ist), Arzneien, Arzt u. s. w., sie erhalten dafür alle freundliche gesunde Wohnung, liebevolle treue Pflege von Seiten der Aufseher und Vorstände, und nur der Zustand der Krankheit kann einen Unterschied in ihrem Unterhalt bedingen. Zur Ausnahme in die Anstalt ist aber erforderlich:

1) Eine schriftliche Erklärung der nächsten Verwandten wegen Zustimmung der Verpflegung, wegen der Verpflegungscaße, wegen Bezahlung der Kostenbeiträge, wer sie zu leisten hat, und wer die Vertretung des Kranken in seinem Verhältniß zur Anstalt übernimmt.

2) Ein vom Pfarramt und Gemeinderath, so weit es jede dieser Stellen berührt, ausgestelltes Zeugniß über Heimath, Stand, Religion, Geburtsort, Familien- und Vermögensverhältnisse, und ob nach ihrer Ansicht wirkliche Seelenstörung vorliegt.

3) Eine Krankheitsgeschichte nach dem vorgeschriebenen dem Status angehängten Formular (siehe Regierungsblatt vom 27 Oktbr. 1843 No. 25.) ferner von dem behandelnden Arzte, und wenn dieser der Physikus nicht war, durch diesen die Beantwortung oder Bestätigung der Beantwortung der fünften Frage über die Befähigung zur Aufnahme.

Diese Belege werden von dem Bezirksamt mit einem bestimmten Antrag wegen des Kostenbeitrags an die Direktion der Anstalt geschickt. Die Krankheitsgeschichte darf unmittelbar durch den behandelnden Arzt eingeschickt werden.

Hinsichtlich der Uebergabe der Kranken an die Anstalt zeigt sich doch noch in manchen, in vielen Fällen große Unkenntniß der Verhältnisse, großer Mangel an verständiger Einsicht, große Nachlässigkeit und Schwäche gegen hergebrachte Vorurtheile. Nicht ausnahmsfähig sind eigentlich Biddsinnige, Fallsüchtige und solche Irre, welche Abscheu erregende oder ansteckende Uebel an sich haben. Ist aber irgendwo in einer Familie bei einem Mitgliede eine Seelenstörung anderer Art eingetreten, so sucht man leider oft die Sache vor den Nachbarn, vor den Mitbürgern zu verheimlichen, als ob es eine Schande wäre, man täuscht sich selber, indem man sich einbildet, weil der Kranke nur hier und da Irrsinn zeigt, es habe Nichts zu bedeuten, es sei nur eine Grille, eine fixe Idee des Leidenden, oder man meint, ja man hört solche Reden öfter, wenn der Mensch noch halbweges bei Verstand sei, so müsse er ihn im Irrenhause vollends ganz verlieren, oder man fürchtet sich vor der Kränkung, die dadurch dem Leidenden bereitet würde, oder man scheut sich vor den Kosten, oder gar vor der Mühe und den Schreibereien, die mit der Anmeldung zur Aufnahme verbunden sind.

Und unter solchen Rücksichten und Bedenklichkeiten wird der arme Kranke stündlich schlimmer, das Uebel setzt sich bei ihm täglich fester, und wenn man endlich doch in den sauren Apfel beißen muß, und ihn in die Anstalt bringen, so ist seine Heilung viel schwieriger, dauert länger, kostet das doppelte und dreifache Geld, oder er ist am Ende gar durch die Schuld derer, die es scheinbar gut mit ihm meinten, unheilbar geworden und elend für sein ganzes Leben. Darum heißt es auch hier: je schneller, desto besser, schnell geholfen, ist doppelt geholfen. Haben Leute, die es verstehen, und es gewissenhaft meinen, den Leidenden einmal für frank erklärt, dann keine Stunde, keine Minute versäumt, denn an jeder Minute hängt vielleicht ein Lebensglück, hängt das Leben eines menschlichen Geistes! —

Wie nun aber hinsichtlich der Aufnahme Manches versäumt wird, so geschieht auch hinsichtlich der Zurücknahme aus der Anstalt oft großes Unrecht. Diese ist nemlich ihrem Zwecke nach nicht dazu bestimmt, überhaupt an Seelenstörung Leidende aufzunehmen und zu verwahren, sondern dazu, einestheils, heilbare Kranke zu heilen, anderntheils aber, nur solche Irrennütige zu beherbergen, welche wegen des heftigen Zustandes ihrer Krankheit in

den Gemeinden und Familien gefährlich und nicht in Ordnung zu halten sind.

Es gibt jedoch gar manche Kranke, deren Zustand unheilbar, aber auch durchaus ungefährlich und unschädlich ist, die also zu Hause in ihren Familien gerade ebenso gut versorgt, eben so leicht zu haben sind, als in der Anstalt.

Werden nun solche Kranken nicht zurückgenommen, machen die Verwandten Schwierigkeiten, so bleiben dieselben der Anstalt zur Last, länger zur Last, als sich mit der Bestimmung derselben verträgt. Jeder derartige Kranke steht vielleicht einem andern heilbaren im Wege, dessen Aufnahme dadurch unmöglich gemacht, dessen Heilung dadurch hinausgeschoben, möglicherweise ganz verhindert wird. Die Zahl der Kranken in Pforzheim und Illenau ist dadurch in der letzten Zeit von frühern 430 auf 700 angewachsen, und wenn dem nicht durch rechtzeitige Zurücknahme solcher zu exklos in der Anstalt verbleibenden Unglücklichen abgeholfen wird, so ist Gefahr, daß die Mittel nicht mehr zureichen, und so die ganze Anstalt unwirksam gemacht wird für ihren eigentlichen großen Zweck. Wem daher wirklich das Wohl und Wehe seiner leidenden Mitmenschen am Herzen liegt, wer die segensreiche Wirksamkeit dieser Anstalt nicht gebremst oder gar zerstört wissen will, der sollte auch hierin eine Einsicht haben, und seines Theils in seinem Kreise zur Beförderung ihres guten Zweckes durch Rath und That sein redlich Scherstein beizutragen suchen.

Ueber das oben Gesagte, so wie über manche andere Rücksichten, welche während des Aufenthaltes der Kranken in der Anstalt zu beobachten sind, gibt genauere Auskunft das Büchlein: „Illenau,“ gedruckt im Jahr 1852, bei C. Fr. Winter in Heidelberg. Besonders wünschenswerth ist es auch, daß diejenigen, welche ihre frankten Angehörigen besuchen wollen, deshalb vorher anfragen, daß sie mit den Kranken nur unter Kenntniß- und Einsichtnahme der Direktion der Anstalt Briefe wechseln, daß man überhaupt vor jeder Aenderung oder Anordnung, die man in den Verhältnissen des Kranken vorzunehmen gedenkt, mit den Männern zu Rathe geht, welche die Anstalt leiten.

Das Meiste, was über Illenau gesagt worden, gilt auch von der Sickenanstalt in Pforzheim, welche, ebenfalls zur Vinderung menschlichen Elendes bestimmt, durch Kunst und Geduld schon gar manche Hilfe gebracht hat.

Der bestrafte Verrath.

(Mit einer Abbildung.)

In den Zeiten der Kreuzzüge wohnte auf seiner Burg im Rheinlande ein alter wackerer Ritter Namens Hugo. Der hatte ein liebliches Töchter-

lein, Johanna. Frühe schon war sie eine mutterlose Waise geworden, aber mit unaußprechlicher Liebe hing sie an ihrem Vater, der seit dem Tode der Mutter sich von allem öffentlichen Treiben zurückgezogen hatte, und mit väterlicher Treue über dem zarten Kinde wachte, es erzog zu frommer Zucht und Sitte, und ihr oft erzählte von der seligen Mutter, deren äußeres Ebenbild seine Tochter war, und deren Frömmigkeit und Tugend er ihr stets als leuchtendes Vorbild vor Augen stellte. Und seine Sorge war nicht ohne Früchte; denn Johanna wuchs heran unter der treuen Vaterpflege an Geist und Gemüth zu einem wahren Mägdelein nach dem Herzen Gottes. Sie hatte unter der Anleitung eines alten treuen Freundes und Waffengefährten ihres Vaters, eines in allem damaligen Wissen wohlverfahrenen Sängers und Dichters, des Ritters Kurt, der auf einem benachbarten Schlosse wohnte, und täglicher willkommener Gast in der Burg Hugo's war, ihren Geist bereichert mit manchen, für jene Zeit bedeutenden, Kenntnissen über Welt und Menschen, und ihr Gemüth eben entfaltet unter des Vaters Hand wie ein freundlich duftender Garten, in welchem tausend liebliche Knospen und Blüten nach und nach hervorkommen und blühen, eine Augenlust und Herzensfreude für alle, die in seine Nähe kommen.

So war unsere Johanna. Aber auch äußerlich hatte die reiche Gotteshand sie gesegnet mit allen Vorzügen körperlicher Gestalt und Schönheit, und mancher stattliche Rittersmann der Nachbarschaft blickte im Vorbeireiten hinauf nach der hohen Burg am Berge, und gedachte mit Hoffen und Bangen der liebwerthen Jungfrau, die droben wohnte, und wie er wohl ihr Herz gewinnen möchte.

Aber unter den ritterlichen Jünglingen der Umgebung war keiner, der sich bis dahin eines Vorzuges von Seiten Johanna's hätte rühmen können, wie sie denn bei der zurückgezogenen Lebensweise des frommen Kindes ohnedies wenig Gelegenheit fanden, dieselbe auf Hugo's Schlosse, oder etwa einmal bei dem alten Nachbar Kurt mit ihrem Vater zu sehen. Das wüste rohe Treiben, das Wege lagern und Raufen, das wilde Jagen und Schmausen war der süßigen Johanna von Herzen zuwider.

Daher begrüßte Johanna mit freudiger Begeisterung die bessere Bewegung, welche durch die Kreuzzüge unter das Ritterthum ihrer Zeit gekommen war, und mit hoher Aufmerksamkeit folgte sie den Erzählungen ihres alten Freundes Kurt, welcher vor Jahren selbst das Kreuz getragen, für das Grab des Erlösers Schwert und Speer geführt, und auf Golgatha's gewichtiger Stätte gebetet hatte.

Bei solchen Erzählungen zog sie im Geiste auf den Flügeln der Andacht hinüber an den Delberg,

und zur heiligen Grabesstätte, und faltete die Hände zum stillen Gebete für den Sieg der Streiter Christi wider die Ungläubigen. In dieser Gesinnung begegnete ihr ein junger Ritter Robert, welcher in der letzten Zeit öfter den alten Kurt besuchte, um sich von demselben erzählen zu lassen von den Kriegsthaten der Kreuzfahrer, von den Kämpfen unter den Mauern der heiligen Stadt, von den verschiedenen geweihten Stätten des gelobten Landes. Wenn der Alte so erzählte, hingen Johanna und Robert lauschend an seinem Munde, und in beider Herzen entwickelte sich nach und nach eine schwärmerische Begeisterung für die frommen Glaubenshelden, eine innige Bewunderung für ihre Thaten und ihre opferwillige Hingabe an die Sache des Herrn. War es zu verwundern, wenn in Robert's Herzen der Entschluß keimte und mehr und mehr heranreifte, in die Fußstapfen der Kreuzfahrer, in den Dienst Christi zu treten, und gleich ihnen für seinen Herrn und Meister zu siegen oder zu fallen?

Aber je mehr dieser Entschluß zur Reife und zur klaren Anschauung in ihm sich gestaltete, desto mehr erhob sich auch in seinem Innern eine andere Stimme, ein anderer Zug des Herzens, der ihn fesselte, und immer wieder seine nach dem Morgenlande schweifenden Gedanken hinzog an die grünen Nebenhügel des Rheines, und der ihm sagte, daß der Abschied vom Lande seiner Vergangenheit und seiner Zukunft ihm nicht so leicht werden würde, als er im ersten Sturme seiner Begeisterung es sich gedacht hatte. Aus diesem Gewirre von Gefühlen, von Wünschen und Hoffnungen, von heimischen Bildern und Gestalten, die ihn fesselten an den Boden der Heimath, trat aber nach und nach immer deutlicher ein Bild hervor — das Bild Johanna's.

Bald aber hatte er, als er in Gegenwart Kurt's mit Johanna von seinem Entschlusse gesprochen, Gelegenheit gefunden, den Gefühlen Worte zu geben, die sein Herz bewegten. Wie freudig wurde er aber überrascht, als er erkannte, daß seine Gefühle Erwiederung fanden in Johanna's Gefühlen und Worten. Sie bekannte ihm in der offenen Weise, die in ihrem ganzen Wesen lag, daß auch sie ihm vor allen Ritttern des Landes gewogen sei, aber sie forderte eben so entschieden von ihm, daß er im heiligen Kampfe um das Grab des Heilandes das Recht auf ihre Hand sich erwerbe. Der Einwilligung ihres Vaters war sie gewiß, behielt sich aber vor, ihm die Sache mitzuthellen. Dies stimmte vollkommen mit des Ritters Kurt Hoffnung zusammen, und mit Freuden gab er dazu seinen Segen. Beide, Robert und Kurt, begleiteten die wackere Jungfrau nach ihrem väterlichen Burgsitz, und auch Hugo umarmte bald mit Freuden

den edeln jungen Mann als seinen zukünftigen Eidam.

Die Vorbereitung zur Abreise Roberts war bald getroffen, der Abschied vorüber, und schon nach vier Wochen zog er in Begleitung eines treuen Knappen in Gemeinschaft mit einer männlichen Schaar rheinischer Ritter fort in's ferne Morgenland.

Unter den Kampfgenossen Robert's befand sich auch Wolfram, ein anderer junger Ritter vom Rheine.

Dieser hatte schon längere Zeit ein Auge auf die Jungfrau geworfen; aber da er in die Klasse der gewöhnlichen Ritter jener Zeit gehörte, deren Leben in wilden Gelagen, in lärmenden Jagdzügen, in Raufhändeln oder wohl gar in Raubzügen auf den Heerstragen bestand, so war er der edeln Johanna eben so sehr zuwider gewesen, wie alle seine Genossen, und sie hatte ihn daher auch stets in achtungsvoller Entfernung von sich zu halten gewünscht. Daß er aber jetzt auszog in den heiligen Kampf, hatte sie etwas mit ihm ausgeföhnt, und sie gedachte mit weniger Abneigung des nach ihrer Meinung zum Bessern bekehrten Kreuzfahrers. Der Zug unserer Ritter in's gelobte Land ging glücklich von Station, und als sie dort angekommen waren, gab es bald Arbeit vollauf für ihre deutschen Schwerter. Der Name der rheinischen Ritter wurde überall von Freunden mit Stolz, von Feinden mit Schreden genannt. Nebeneinander aber glänzten unter den Tapfersten stets die Namen Robert und Wolfram, und heimkehrende Pilgrimme berichteten am Rheine gar manche wackere That der beiden jungen Helden.

So verwischte auch in Johanna's Seele der Eindruck solcher Erzählungen bald das frühere Bild von dem wilden Wolfram, und wenn sie ihres ferne kämpfenden Robert's gedachte, so gefellte sich in ihrem Geiste stets dazu der Gedanke an seinen ihm treu zur Seite stehenden ritterlichen Kampfgenossen.

So waren drei Jahre verflossen. Robert und Wolfram hatten sich manchen Vorbeer im heißen Kampfe errungen, die Türken machten Friede, und die rheinischen Ritter dachten an die Heimkehr. Von Jerusalem aus hatte Robert durch einen heimkehrenden Pilger seine baldige Rückkehr berichtet.

Zwei Monate nachher bestiegen die beiden Freunde mit Wolframs Knappen ein Schiff, fuhren auf demselben nach Venedig, und zogen von da zu Lande über die Alpen in's liebe deutsche Vaterland.

Noch waren sie kaum zwei Tagereisen von der Heimath. Robert's Gedanken waren vorausgeeilt auf den Flügeln der Liebe und der Sehnsucht, langsam schritt sein Ross durch den dunkeln Waldpfad. Da wird er plötzlich von einem gewaltigen Streiche getroffen, und rücklings vom Pferde gerissen. Eben so schnell werden dem augenblicklich Betäubten die

Augen verbunden, die Hände gefnebelt, der Mund verschlossen. Vergebens suchte er nach seinem Freunde Wolfram zu rufen, kein Laut antwortet seiner unterdrückten Stimme. In kurzer Zeit, während welcher man ihn zu Fuß durch wegeloses Waldesdickicht geführt hatte, öffnet sich knarrend eine eiserne Pforte, in eine dumpfe, kalte Tiefe fühlt er sich hinabgestoßen und über ihm schließt sich dröhnend die schwere Eisenthüre. Von dem Sturz waren die Fesseln seiner Arme gerissen, mit den freigeordneten Händen emsernte er die Binde von den Augen, den Knebel aus dem Munde; aber um ihn her ist's tiefe finstere Nacht, er tappt umher, doch überall starrt ihm kalter feuchter Stein entgegen. Da erwacht in ihm plötzlich das klare Bewußtsein wieder, da wird es ihm, obwohl in äußerlicher Nacht, auf einmal hell und klar vor dem Auge des Geistes, da taucht die Erinnerung an vergangene Zeiten, an den wilden, trotigen Wolfram, der einst mit ihm nach Johanna's Liebe vergeblich gestrebt hatte, in ihm auf, und es wird ihm zur zweifellosen Gewißheit, daß er in des grausamen Feindes Hand gegeben, in einem finstern Verliese von Wolfram's Burg begraben ist. Welche Empfindungen da durch seine Seele gingen, welche Gefühle da ihn durchdrachten, wenn er sich von den schon offenen Pforten des Himmels so plötzlich hinabgeschleudert sah in den finstern Abgrund hoffnungsloser Verzweiflung, wenn er seiner treuen Johanna gedachte, wollen wir nicht schildern. Jeden Abend öffnete sich über ihm eine Mauerrücke, und eine Hand senkte ihm ein Körbchen mit Nahrung in seine Tiefe, aber keine Antwort auf alle seine Fragen, kein Trost auf seine Klage kam über die Lippen des täglichen Besuchers.

Wenige Tage nach seiner Heimkunft hatte sich Wolfram auf das Schloß Hugo's begeben. Dort wurde er von dem alten Ritter mit offenen Armen, aber auch mit staunendem Schrecken empfangen, weil Robert nicht mit ihm erschien. Da erzählte er, wie dieser sich von dem heiligen Lande aus nicht mit ihm zu Schiff begeben habe, sondern zu Lande den Heimweg habe antreten wollen, und wie er in Bälde ebenfalls ankommen müsse. Auf weiteres Befragen berichtete er ferner, wie Roberts Knappe in dem Kampfe gefallen, und wie der Ritter einen eben so treuen und tapfern Schildträger an einem andern deutschen Kriegsmann gewonnen habe, dessen Ritter im heiligen Lande gefallen. Hugo weihte dem Andenken an den treuen an Roberts Seite gefallenen Knappen eine wehmüthige Erinnerung, und Johanna gedachte mit steigender Sehnsucht des Heimkehrenden.

Aber ach! ihre Hoffnung sollte bitter getäuscht werden. Nach einigen Wochen kam wirklich der angebliche neue Knappe Robert's, ein rothhaariger Burche, auf Hugo's Burg. Mit kläglichem Miene,

mit Thränen des Schmerzes berichtete er, wie Robert auf dem Heimwege in Asien, von einer räuberischen Türkenschaar überfallen, nach heldenmüthigem Kampfe der Uebermacht erlegen sei. Nur als er den edeln Ritter gefallen und jeden weiteren Kampf vergeblich gesehen, sei er selbst mit dem Leben entronnen. Vom Koffe sinkend habe ihm Robert noch den letzten Gruß an die liebe Heimath, an Hugo und Johanna aufgetragen, und sein letztes Wort sei gewesen: Wolfram wird meine Johanna nicht verlassen!

Nach solcher Trauerkunde entfernte sich der Bote gastlich bewirthet des gleichen Tages wieder aus der Burg, in welcher nun trübe Tage der Schmerzen einzogen, und manche stille Thräne dem Andenken des treuen Freundes floss, dessen Gebeine ohne ehrlich Begräbniß in der Sonne Asiens bleibten.

Wolfram, der von des Sterbenden letzten Worten nichts zu wissen schien, besuchte die Verräben öfter; und wenn er dann erzählte von dem treuen Bunde, den er mit dem armen Robert geschlossen, wenn er erzählte von den Thaten, die sie mit einander vollbracht, von den traurigen Stunden, in denen sie unter einem Zelte der lieben Heimath in Sehnsucht gedachten, wenn dann seine Augen mit Thränen sich füllten, und er mit Hugo und Johanna ein Gefühl zu theilen schien, dann war es dem alten Ritter und selbst Johanna oft, als ob in den letzten Worten Robert's eine Andeutung des künftigen Schicksales läge, ja als ob dieser letzte heilige Wille des Sterbenden sich einmal erfüllen müsse. Zwar füllte Robert und die Erinnerung an ihn noch Johanna's ganze Seele, zwar kämpfte sie oft mit dem geheimen Entschlusse, eine Braut Christi zu werden, und in einem Kloster ihr gebrochenes Lebensglück zu begraben, aber ihr Vater bedurfte ja ihrer Hilfe im Alter und dieser schien mehr und mehr den Gedanken an eine Verbindung zwischen Wolfram und Johanna lieb zu gewinnen, und so, als wirklich nach Jahresfrist Wolfram sie zu seinem ehelichen Gemahl begehrte, fügte sie sich, wenn auch nur mit halbwilligem Herzen, in des Vaters Wünsche, und gab dem Ritter ihre Zusage.

Nach Monatsfrist sollte auf Hugo's Burg die Verbindung geschlossen werden, und es schien Alles mit Johanna's Wapn zufrieden. Nur Einer war in der Nähe, der schüttelte bedenklich den Kopf, wenn er davon reden hörte, und wollte nicht an das Glück glauben, und nicht an Wolfram's Besserung. Ja selbst an Robert's Tode schien er zu zweifeln. Es kamen ihm dabei allerlei Bedenken, er konnte nicht begreifen, warum Robert und Wolfram nicht miteinander sollten heimgekehrt sein, warum der angebliche Knappe so schnell sich wieder entfernt hatte. Dieser Eine war der alte Ritter Kurt. Er war deshalb bald nach der Ankunft der Todesbotschaft nach Venedig gereist, hatte den Befehlshaber jenes Schiffes auf-

gesucht, mit welchem Wolfram dort angekommen, und von demselben richtig erfahren, daß damals zwei deutsche Ritter auf dem Schiff gewesen, deren Beschreibung auf Robert und Wolfram paßte. Von da an hatte er den Landweg derselben verfolgt, hatte überall von zwei Rittern und einem Knappen gehört, und die Beschreibung des Knappen paßte besonders wegen des rothen Haares, das derselbe hatte, auf den Ueberbringer der Todesnachricht in Hugo's Schlosse. Dieser Bote war also offenbar Wolfram's eigener Knappe und die Todesbotschaft eine falsche gewesen. Aber der Bursche selbst war seit jenem Tage, an welchem er nach Ueberbringung der Trauerbotschaft Hugo's Schloß verlassen, aus der Gegend verschwunden.

So war Kurt bald sechs Monate die Kreuz und Duer durch Deutschland gezogen, und konnte immer noch den Faden des Geheimnisses nicht finden.

Da zog er eines Tages durch einen dunkeln Wald. In einer engen Schlucht stand eine verborgene Klausnerhütte, und der Einsiedler war eben damit beschäftigt neben seiner Hütte eine Grube zu graben. Grüßend gesellt sich Kurt zu ihm, und erzählte ihm den Grund seiner Wanderung. Dich hat Gottes Hand geleitet, ruft ihm da der fromme Einsiedler zu, du hast gefunden, was du suchest; und mit diesen Worten nimmt er den Ritter bei der Hand, führt ihn hinter seine Hütte, und zeigt ihm da, auf Laub und dürres Gras gebettet, den Leichnam eines Mannes, in welchem Kurt auf den ersten Blick den rothhaarigen Todesboten aus Hugo's Burg erkannte.

Dieser Todte, spricht der Einsiedler, ist der Eine, den du suchest, gebe Gott, daß du nun auch den Andern findest, aber nicht unter den Todten! Im finstern Verließe schmachtet der edle Jüngling seit Jahresfrist vom eigenen Freund und Kampfgenossen verrathen. Dieser Todte hat Todesbotschaft und Wehklagen gebracht in das bräutliche Haus; aber ein fürchterlicher Eid hat ihm, dem Lebenden, die Zunge gebunden, der Sterbende hat seine Schuld geoffenbart. In Wolfram's Burgverließ findest du den Verrathenen lebendig oder todt. Mehr darf ich dir nicht sagen.

Mehr aber bedurste auch Kurt nicht zu wissen. Rasch nahm er Abschied von dem Klausner, in fliegender Eile wendete er sich dem Rheine zu; aber je näher er kam, desto mehr drängte sich ihm die Frage auf, wie er aus Wolfram's fester Burg den Gefangenen befreien sollte. Zwar hatte bei seiner Abreise noch kein Verlöbniß zwischen Wolfram und Johanna stattgefunden, aber er hatte doch damals schon vorausgesehen, was kommen würde, und er hoffte, Johanna werde mit der Hochzeit nicht allzu große Eile haben.

Das Verlöbniß zu trennen wäre nun freilich die geringste Schwierigkeit gewesen, aber, wenn er die

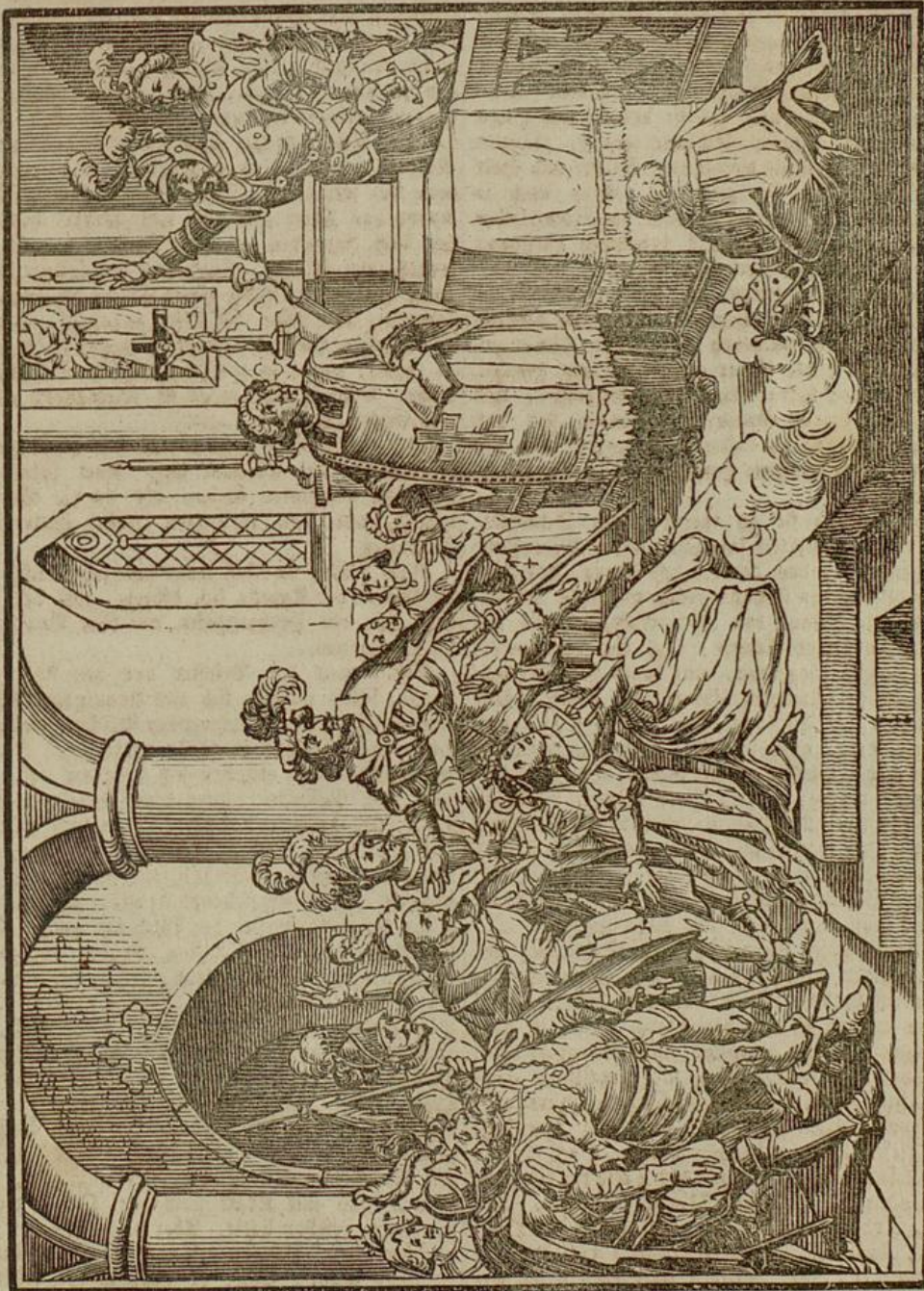
Sache plötzlich offenbarte ohne weitere Beweise, konnte nicht Wolfram ihm geradezu widersprechen, konnte er nicht seine Unschuld bezeugen, konnte er nicht den einzigen sprechenden Zeugen zum ewigen Schweigen bringen, konnte er nicht Robert auch aus dem Burgverließ entfernen, so daß abermals weder Kurt noch sonst Jemand irgend eine Spur von ihm gehabt hätten.

Unter solchen Betrachtungen ritt er langsam seines Weges fürbaß, und gelangte so ohne es selbst zu bemerken auf die Höhe eines Hügel, an dessen Fuße der Rhein seine silbernen Wellen wälzte, und dem gegenüber Hugo's stolze Feste ihm entgegenblickte. Zu seiner Rechten dießseits des Flusses lag Wolfram's Burg. Da begegnete Kurt auf dem Wege einem armen Bäuerlein, das von des Tages Last und Arbeit heimkehrte. Freundlich grüßte ihn der alte Ritter, und fragte ihn, wo er her komme des Weges. Vom Schlosse des Ritters Wolfram, war die Antwort. Da gibt es gar viel zu schaffen und herzurichten, Wege zu machen und Höfe zu säubern auf die Hochzeit. Auf welche Hochzeit? Ei, des gnädigen Herrn Wolfram und der holden Jungfrau vom Schlosse da drüben. Soll gar ein lieblich und huldvoll Wesen sein, das Fräulein, und gar freundlich mit dem Geringsten. Werden auch bessere Tage bekommen als bisher unter Herr Wolfram's gestrenger Herrschaft. Wann soll die Hochzeit stattfinden? fragt Kurt weiter. Morgen vor der Mittagsstunde. Wird hoch hergehen auf Ritter Hugo's Schloß, werden viele hohe und geringe Gäste erscheinen, und selbst Wolfram's Burgleute freuen sich des fröhlichen Festes, denn im Schloßhof dort drüben sollen sie alle Schmaus und Gelage halten.

Das war Kurt eine freudige, eine erwünschte Botschaft. Mit einem freundlichen Gott befohlen! nahm er von dem rebseligen Bäuerlein Abschied, und eilte so schnell er konnte auf verdeckten Wegen seinem alten Schlosse zu. Da war Freude über die Maßen, als die treuen Diener das Antlitz ihres alten, lieben, lange vermischten Herrn wieder erblickten. Doch er gebot ihnen Stille. Freunde, sagte er, auch ich freue mich, euch alle wieder zu sehen. Doch habe ich von heute auf morgen noch ein sehr ernstes Werk zu vollenden, das uns gelingen kann, wenn vor dem Abend des morgenden Tages kein sterblich Ohr die Kunde von meiner Ankunft vernimmt.

Kurt kannte seine Leute, mehr brauchte er nicht zu sagen. Während der Nacht berieth er sich noch mit dreien seiner vertrauesten Diener über seinen Plan, und ehe noch die Morgensonne am Himmel stand, lag er schon mit ihnen in einem dichten Gebüsch nahe bei Wolfram's Burg im Hinterhalt. Eine Leiter hatte einer der Diener mitgebracht, und in der Nähe verborgen.

Als der Tag graute, wurde in der Burg Alles laut und lebendig, und in zeitlicher Morgenstunde



Hinf. Bote 1853.

6

sahen unsere drei Verborgenen aus ihrem Versteck wie das Schloßthor sich öffnete, die Fallbrücke niederfiel, und Ritter Wolfram in glänzendem Ritterschmuck, umgeben von dem zahlreichen Gefolge seiner Leute, alle stattlich zu Ross, alle geschmückt mit grünen Zweigen, aus dem Thore zogen, und hinab an die Rheinfähre sich begaben. Dort setzten sie über, und als sie drüben am Hügel hinauf nach Hugo's Schlosse zogen, glänzten Helm und Harnisch wie lauter Silber und Gold im Strahl der Morgensonne. Aber auch in Kurt's Herzen stieg der Strahl der freundlichen Morgensonne, der Strahl jubelnder Hoffnung auf. Als drüben der Zug im Burgthor verschwunden war, traten die drei entschlossenen Männer aus ihrem Versteck. Leise und vorsichtig wurde, da natürlich das Thor wieder geschlossen war, die Leiter an die Mauer gelehnt, festen Trittes betrat Kurt ihre Sprossen, ihm nach seine beiden Gefährten. Ebenso still und vorsichtig wurde die Leiter nachgezogen, und auf der andern Seite zum Hinabsteigen in den Burghof benützt.

Jetzt griffen sie zu ihrem guten Schwerte; doch dessen bedurften sie nicht. Ohne Widerstand drangen sie in das Innere der Burg, und fanden endlich in den Gängen einige weibliche Dienerschaft und darauf den alten Castellan, der den Ritter Kurt wohl kannte, und ihn verwundert nach seinem Begehren, und nach dem Grunde eines so gewaltsamen Ueberfalles fragte. Wir verlangen die Schlüssel zum Burgverließ, antwortete Kurt, aber schnell! Zum Burgverließ? fragte der Castellan, der nichts von dem Gesangenen wußte, ei, ei, Herr Ritter, wollt ihr etwa die zwei Männer da uns in Verwahrung bringen? Seht zu, ob ihr das alte rostige Schloß noch öffnen könnet, es ist wohl lange her, seit sich der Schlüssel darin gedreht hat. Hier hängt er seit zehn Jahren an der alten Stelle.

Schnell griff Kurt nach dem Schlüssel, ließ einen seiner Diener als Schutz gegen etwaige Hinterlist zurück, und eilte mit dem andern schnell in die untern Räume der Burg. Bald ist auch die schwere Pforte gefunden; mit Fieberhast dreht Kurt den rostigen Schlüssel, mit gewaltigem Fußtritt öffnet er die mit Eisen beschlagene Thüre; aber erschrocken fährt er zurück, denn vor ihm liegt eine tiefe undurchdringliche Nacht. Doch eben so schnell kommt ihm auch aus der Tiefe der schwache Ton einer menschlichen Stimme entgegen. Robert, Robert bist Du da? ruft er in die Tiefe. Kurt, Kurt bist Du mein Retter? ruft ihm die Stimme entgegen. Schnell wird eine Leiter herbeigebracht, Kurt steigt auf derselben hinab, und in inniger freudiger Umarmung flossen die Thränen des Wiedersehens ineinander. Kurt riß sich

zuerst aus seines jungen wiedergefundenen Freundes Armen. Darauf stiegen sie miteinander an's Tageslicht, aber jetzt erst betrachtete Kurt mit Entsetzen die Jammergestalt des Geretteten. Robert konnte den Schein des Tageslichtes nicht mehr ertragen, seine Kleidung bestand in wenigen zerfallenen Fetzen, seine sonst so kräftige Gestalt war einem Gerippe ähnlich geworden. Kurt hatte für Alles gesorgt, schnell wurden dem armen Robert andere Kleider gegeben, und nachdem man ihn mit einem kräftigenden Tranke gestärkt, wurde das Thor geöffnet, und Robert von seinen drei Freunden an das Rheinufer mehr getragen, als geführt. Kurt hatte vor seinem Weggang aus seiner Burg einen Diener an Johanna gesendet, ihr seine Rückkehr angezeigt, und sie bitten lassen, ein verborgenes Mauerspörtlein offen zu lassen, damit er die Hochzeitgäste überraschen könne. Vorher aber möge sie Niemanden etwas von seiner Rückkehr sagen.

Dieses Spörtlein suchten nun auf verborgenen Pfaden die vier Männer auf. Kurt führte sie auf ihm bekannten Wegen bis an die Schloßkapelle, und hier verbargen sie sich hinter dem Hochaltar.

Noch hatten sie nicht lange hier zugebracht, als die Pforte der Kapelle sich öffnete, und der festliche Zug der Hochzeitgäste, mit dem Brautpaar voran, eintrat.

Schon war der Priester vor den Altar getreten, schon näherte sich das Brautpaar, Wolfram mit stolzen triumphirenden Blicken, Johanna mit niedergeschlagenen thränengerötheten Augen, den Stufen — da erhoben sich langsam nach und nach zwei Gestalten hinter dem Hochaltar. Eben wollte sich Johanna's Auge ergeben zum Himmel aufschlagen, da traf sie auf Robert's Auge, und mit dem Ausruf: Robert! sank sie jählings zusammen. (Siehe vorstehende Abbildung.) In demselben Augenblicke fiel der Blick der ganzen Versammlung auf den Jüngling, welcher hochaufgerichtet, einem Geiste gleich, selbst wie erstarrt, hinter dem Altare stand. Eine unbeschreibliche Verwirrung folgte dem ersten Augenblick des Schreckens; alles drängte sich im verworrenen Knäuel um die ohnmächtig hingefunkene Braut. Hugo selbst war besinnungslos zurückgesunken. Kurt allein behielt Besonnenheit und Geistesgegenwart. Haltet den Verräther fest! rief er mit Donnerstimme in die Versammlung, und drängte sich mit Kraft nach dem Orte, wo er Wolfram gesehen hatte. Aber vergebens, er war verschwunden. Nirgends konnte man ihn finden. Anfangs glaubte man, er habe in den Fluthen des Rheins den Tod gesucht, nach mehreren Jahren aber kam ein Pilgrim aus dem heiligen Lande, der berichtete, es sei plötzlich eines Tages

während einer heißen Schlacht ein fremder Ritter auf dem Schlachtfelde erschienen, habe sich in das blutigste Gedränge der Feinde geworfen, habe wie ein Würgengel des Todes unter den Ungläubigen gewüthet, und endlich auf einem Hügel erschlagener Feinde sein eigen Todtenbett gefunden. Auf seinem Schilde habe man das Wappen des Ritters Wolfram erkannt.

Johanna aber war an jenem verhängnißvollen Tage besinnungslos aus der Kapelle nach ihren Gemächern getragen, und Robert erst nach und nach durch Kurt's Erzählungen über den Zusammenhang der letzten Ereignisse aufgeklärt worden. Seine jugendliche, kräftige Natur hatte bald wieder die Spuren seiner Gefangenschaft verwischt, und nach einigen Monaten kniete das glücklich wiedervereinigte Paar vor den Stufen des Altars und Kurt und Hugo standen neben ihnen, und weinten helle Freudenthränen über die gefurchten Wangen, und sanken neben ihnen nieder auf die Stufen, und sangen ein Loblied in ihrem Herzen dem, der am Ende Alles herrlich hinausführt.

Etwas von der Bienenzucht.

Der hinkende Bote hat im vorigen Jahre etwas gebracht über die Obstbaumzucht, und hoffentlich hat mancher Leser sich in Gedanken ein Merkstrichlein an den Artikel im Kalender gemacht, und wenn der Bote wieder an die Thüre des Landmanns anklopft und Einlaß begehrt, wird ihn der Hausherr hinter's Haus führen in den Grasgarten, und in den Hof, oder auf den Weg, und wird ihm sagen: Siehe da steht ein junger, kräftiger Baum, da habe ich einen Wildling gezeigt, dort habe ich einem sonst noch kräftigen Baume mit schlechten Früchten die Krone abgesägt, und darauf Edelsorten gepflanzt, daß einem das Maul darnach wässert, wenn man nur davon rebet.

Auch die Bienenzucht ist ein wichtiger Zweig der Landwirthschaft.

Der Ankauf eines Bienenstocks ist zwar etwas theuer, aber woher kommt's? Daher, daß zu wenig gehalten werden; und wenn du auch 2 bis 3 Kronenthaler dran wendest, so ist das Kapital wahrlich nicht schlecht angelegt. Das haben manche Gegenden in Deutschland, Frankreich, Rußland wohl begriffen, wie denn die Städte Danzig, Königsberg, Breslau und andere einen bedeutenden einträglichen Honighandel treiben.

Wer ein ordentlich windstilles Plätzchen auf der Hofraithe hat, der sollte nicht versäumen, einen kleinen Bienenstand dort einzurichten. Die fleißigen Thierlein füllen ja ohne sein Zuthun im Laufe des Sommers und Herbstes ihre Körbe

mit Wachs und Honig, und der Bienenvater erndtet, was sie gesammelt haben, erndtet maassweise den süßen Saft der Blumen. Gesezt er hätte 8 Gulden, was viel heißt, für einen Bienenstock bezahlt, was hat er dann noch für große Mühe und Ausgaben? Den Stand kann sich jeder selber herstellen, die, bei strengem, langem Winter, oder nach schlechtem Sommer, oder wenn der Bienenvater seinen Honigsammlern zu wenig Vorrath gelassen hat, nöthig werdende Winterfütterung ist nach neueren Erfahrungen so wohlfeil und einfach, daß es kaum der Mühe werth ist, davon zu reden, Arbeit hat er beinahe keine damit, besonders nicht in der Zeit, wo die anderen Geschäfte ihn in Anspruch nehmen, und von einem Stock kann er 2 bis 4 Maas Honig im Jahr bekommen, das macht die Maas ganz gering nur zu 1 Gulden gerechnet, 2 Gulden. Zwei Gulden sind aber der Zins von 40 Gulden, während er nur 8 Gulden bezahlt hat. — Das ist doch ein gut angelegtes Kapital.

Hat der Bienenvater halbwegs Glück und versteht er sein Geschäft, was er aus jedem Bienenstock über die Bienenzucht in ein paar Wintertagen lernen kann, so bekommt er durchschnittlich jeden Frühsommer von einem alten einen jungen Schwarm. So wären z. B., wenn wir nur die Bienenstöcke rechnen, und wenn er jährlich von jedem Schwarm nur einen jungen bekommt, aus einem Bienenstock nach 6 bis 7 Jahren etwa 30 Stöcke vorhanden. War der erste Stock 8 Gulden werth, so sind die 30 Stöcke 30 mal 8 Gulden, das heißt 240 Gulden werth, was doch gewiß eine schöne Kapitalvermehrung in 6 bis 7 Jahren ist. Und ist ihm auch da und dort ein Schwarm davongeflogen, und hat er auch nicht jedes Jahr von jedem Stock einen jungen bekommen, und ist ihm auch mitunter ein alter abgestanden, das Alles wiegt den Vortheil noch lange nicht auf.

Es ist wahr, es gibt Jahre, in welchen man mehr verfüttern muß, als die Stöcke einbringen, aber das nächste Jahr deckt den Schaden vom vorigen wieder, und wenn's einschlägt, so kommt immer noch etwas dabei heraus.

Da werden freilich die Zweifler kommen, und werden dir erzählen, wie Der und Jener Bienen gehalten, und Nichts dabei angestellt hat, und davon wieder abgekommen ist, wie in diesem Winter die Bienen abgestanden, in jenem Sommer die Stöcke leer geblieben, wie die Rothschwänzchen sie vertilgt haben, oder gar eine große Viehseuche, so eine Bienencholera unter ihnen ausgebrochen.

Das Alles hat seine Wichtigkeit, aber wer wollte deswegen keine Frucht und keine Neben und keine Bäume mehr pflanzen, weil einmal Mißwachs

entstanden, oder in einem kalten Winter die Aeben erfroren sind; wer wollte keine Kühe und Pferde mehr halten, weil die Klauenseuche, der Strengel und dergleichen unter ihnen haufen können, wer wollte deshalb unsern lieben Herrgott das Menschenschaffen verübeln, weil Pest und Cholera hie und da ihren Umgang auf Erden halten?

Wer sich aber über eine sehr gute, neuerfundene, bequeme Einrichtung der Bienenkörbe genauer belehren will, der kaufe sich ein Schriftlein darüber, welches im Jahre 1851 bei Joh. Dilger in Freiburg gedruckt worden ist und den Titel führt: „Die neuesten Bienenwohnungen, eine Abhandlung über die theilbaren Bienenstöcke, durch deren empfehlenswerthe Anwendung die Bienenzucht zum größten Nutzen und zu einem beschaulichen und ungefährlichen Vergnügen wird, von K. Silenius.“ Das Büchlein kostet nur 24 Kreuzer, und wird von vielen Leuten, die es weit besser verstehen, als der Leser und der hinkende Bote, sehr empfohlen.

Verlieren und Wiederfinden.

(Mit einer Abbildung.)

Das Jahr 1812 war über Europa gekommen. Lange Jahre schon waren blutige Schlachten wie brausende Wetter einhergezogen über den heimgesuchten Boden unseres armen deutschen Vaterlandes. Zwei Jahre der Kriegsruhe hatten die Völker mit trügerischen Friedenshoffnungen getäuscht. Der schlachtendurstige Kaiser von Frankreich hatte eine Gemahlin genommen, hatte das Jahr darauf ein gesundes Knäblein an's glückliche Vaterherz gedrückt, und dem Kindlein in der Wiege schon königliche Kronen auf's Haupt gesetzt. Aber er hatte keine Rast noch Ruhe im stillen Kreise der Familie, und die weiten Grenzen seines mächtigen Reiches waren ihm noch zu enge. Der Mensch ist der gleiche, ob er auf Kaiser- und Königsthronen sitzt, oder in haufälliger Strohütte ein armseliges Dasein fristet. Wo viel ist, will oder sell viel hin, und das Menschenherz ist ein unersättlich Wesen, ein bodenloses Faß, das niemals zu füllen ist.

Auf dem Herrscherthron von Rußland saß noch ein Fürst, der sich nicht beugen wollte vor dem Gewalthaber zu Paris, in den weiten Gebieten des russischen Reiches wohnte noch ein Volk, das den Winken des stolzen Eroberers nicht gehorchte, an den Ufern des Don und der Wolga waren noch Gesilbe, die von den Hufen französischer Reiter nicht zertreten waren. Zwar stand auch England zu seinem großen Verdruß stolz und unbeseigt ihm gegenüber, aber es lag

eben ein Wasser ohne Balken und Brücke zwischen England und Frankreich, und die französischen Grenadiere konnten in den Schiffen so wenig als in ihren hohen Bärenmägen hinüberschwimmen, denn die eigensinnigen Engländer hüteten zu Wasser und zu Land ihre Küsten, und hatten den Franzosen auf diesem ihrem Elemente schon manche harte Lection gegeben.

Nach Rußland aber ging es trockenen Fußes, höchstens über Flüsse und Ströme.

Darum rasselten im Frühjahr 1812 die Kriegswaffen durch Frankreich und Deutschland und Italien, und die Trompeten schmetterten und die Trommeln wirbelten, und manchem armen deutschen Jünglinge erzitterte das Herz in der Brust, denn der Weg war weit nach Rußland, und Mancher gab Vater und Mutter, und Schwester und Braut den letzten Abschiedskuß für dieses Leben.

Mußten ja auch die deutschen Mütter und Väter ihre Söhne hinziehen lassen in diesen Kampf für ihren Unterdrücker gegen ein fernes Land, mit dessen Unterjochung auch ihre Unterjochung unwiderbringlich vollendet sein sollte. Gegen eine halbe Million stark zog dieses Heer sich von allen Seiten an den Grenzen Rußlands zusammen, am 23. Juni wurde die russische Grenze überschritten, und Wenige von den Hunderttausenden sollten diese Grenze, sollten ihr theures Vaterland wiedersehen. Anfangs ging der Heerzug ohne bedeutenden Widerstand vorwärts, aber bald folgten Schlachten und Schlachten, in denen zwar Napoleon größtentheils siegte, aber doch Tausende theils als Todte, theils als Verstümmelte und Verwundete das Schlachtfeld bedeckten.

Unter den Letztern befand sich auch ein junger Offizier aus Hessen. Gleich dem Kaiser Napoleon hatte auch er die Friedensruhe der letzten Jahre benutzt, und einem theuern Weibe die Hand gereicht zum Lebensbunde. Aber schon nach einem Jahre glücklichen Zusammenlebens hatte der unbarmherzige Kriegsgott die beiden Ehegatten auseinandergerissen, unter bitteren Thränen hatte die junge Frau den Gatten fortziehen sehen, denn eine bange Ahnung sagte ihr, daß sie ihn für immer verlieren sollte.

Doch nein, sie sollte ihn wiedersehen, aber wie! Im September erhielt nemlich die arme Verlassene die traurige Nachricht, daß ihr Friedrich, bei dem Sturme auf Smolensk verwundet, in dieser Stadt zurückgeblieben, da seiner Genesung oder seinem Ende entgegensehend.

Auf diese Nachricht hin war ihr Entschluß gefaßt, in drei Tagen war sie reisefertig, keine Bitten, kein Flehen, keine Warnung vor Gefahr, keine Rücksicht auf besondere Umstände, in denen sie Mutterfreunden entgegen sah, konnte sie

zurückhalten, sie mußte ihre Pflicht thun an dem Schmerzenslager des Gatten.

Glücklich erreichte sie auch wirklich das Ziel ihrer Reise, aber nur um nach wenigen Wochen dem sterbenden Gatten die Augen zuzudrücken, und an dem Grabhügel, den er mit Hunderten seiner Leidensgefährten theilte, ihm die bittere Thräne des letzten Abschiedes zu weinen. Auch sie wurde aber bald darauf in Folge der schrecklichen körperlichen und Gemüthsanstrengungen von einer schweren Krankheit befallen, an welcher sie lange Zeit darniederlag. In einem der lichten Augenblicke ihrer Fieberhitze hat sie ein Knäblein neben sich auf dürftigem Lager gesehen, das Mutterherz sagte ihr, daß es ihr Kind sei, aber die Fiebernacht umdüsterte in Folge der heftigen Aufregung ihre Sinne wieder, und sie versiel in den Zustand früherer Bewußtlosigkeit.

So lag die Arme unter fremden Menschen; nur eine alte redliche Frau, die Wittve eines bei dem gleichen Sturme von Smolensk gebliebenen Feldwebels hatte an ihrem Krankenlager ausgeharrt, hatte sie nach Kräften gepflegt, hatte die unzusammenhängenden Reden ihrer Fieber-

träume belauscht, zusammengelesen, und daraus die Gewißheit gewonnen, daß die Kranke einst in glücklichen Verhältnissen in Deutschland gelebt hatte. Das Knäblein hatte man in einem andern Theile des Hauses untergebracht.

So war es November geworden. Da kam die Fluth des heimkehrenden, des fliehenden, des jammervoll zugerichteten Heeres aus dem Innern Rußlands zurück. Unaufhaltsam wogten zertrümmerte Heeresmassen durch Smolensk. Die treue Wärterin hatte sich auf einen Augenblick von der Kranken entfernt; diese den unbewachten Augenblick benutzend, denn sie konnte wieder außer dem Bette sein, aber noch war ihr Gedächtniß so geschwächt, daß sie ihres Kindes sich nicht erinnerte, hatte sich auf die Straße unter die vorüberziehenden Schaaren gestürzt, war fortgerissen worden von Ort zu Ort, war, von Gott geführt, wohlbehalten durch Schnee und Kälte, durch Sturm und Eis, durch Hunger und Kugeln an die Grenzen Deutschlands und von da endlich in ihre Heimath, in die Arme ihrer Eltern gelangt, welche die längst verloren geglaubte Tochter unter Freundenthänen in ihre Arme schloß-



fen. Doch bald folgten auf die Thränen des freudigen Wiedersehens auch Thränen des herben Schmerzes, als sie ihres geliebten Gatten gedachte, und seines traurigen Schicksales und seines Todeschlummers in fremder Erde.

Je mehr sie sich in die Tage dieser Vergangenheit zurückversetzte, desto heller dämmerte es in ihrer Erinnerung, desto lebendigere und deutlichere Farben und Gestalten bekam das Gemälde dieser Vergangenheit, und — plötzlich sprang sie mit einem Schrei des Entsetzens wie eine Wahnsinnige auf, — denn die Gestalt ihres Kindes tauchte auf aus der Tiefe ihrer Seele, und es war ihr auf einmal klar geworden, daß sie ihr Knäblein im fremden feindlichen Lande verlassen hatte. Sie rafft sich auf, sie will wieder fort, sogleich, ohne Zögern, sie will ihren Knaben wieder holen in Rußland.

Mit Mühe können Vater und Mutter und Bruder sie beruhigen, sie dazu bringen, mit einiger Klarheit den wahren Sachverhalt zu erzählen, und nur unter Widerstreben versteht sie sich dazu, zu bleiben, und den Bruder reifen zu lassen. Mit drängender Hast betreibt sie dessen Abreise, und damit sie nicht neuer Krankheitsgefahr unterliege, muß er schon am vierten Tage die Reise antreten.

Aber ach! nach zehn Wochen kehrt der Bruder heim, und bringt die niederschlagende Botschaft, daß alle seine Nachforschungen umsonst waren, daß die alte Frau bald nach dem Rückzug mit dem Knaben aus Smolensk verschwunden sei. Da tröstet sie Vater und Bruder mit der Hoffnung, die treue Alte werde gewiß selbst nach der Mutter forschen. Aber was wußte die Alte von der Mutter, als daß sie eine Deutsche sei, und Deutschland ist groß. In allen öffentlichen Blättern hatte man nach dem verlorenen Knaben geforscht, aber die Alte konnte vielleicht kaum lesen, und las jedenfalls keine Zeitungen. So waren unter bangen Sorgen und Hoffnungen fünf Jahre verflossen, und der blutende Schmerz hatte zwar bei der armen Mutter äußerlich zu bluten aufgehört, aber man sah es auf ihrem Dulderangeichte, auf ihren bleichen abgehärteten Wangen, in ihrem aller Freude abgestorbenen Augen, daß sie sich langsam innerlich verblutete.

Da trat eines Tages vor eine Bauernhütte im Hessenlande eine alte Frau mit einem fünf- bis sechsjährigen Knäblein an der Hand, vor Müdigkeit ließ sie sich vor dem Hause nieder, und ruhete aus. Als aus dem Hause zwei Kinder, ein Mädchen von etwa 12 und ein Knabe von 10 Jahren traten, um zur Schule zu wandern, sprach die Alte dieselben um ein Stücklein Brod an für ihr müdes Knäblein. (Siehe

vorstehende Abbildung.) Als die Kinder willig mit dem kleinen Fremdling ihr Brod getheilt hatten, behielt die fremde Frau die Kinder einen Augenblick bei sich, und begann ihnen die Geschichte ihres kleinen Begleiters zu erzählen. Kaum aber hatte sie recht begonnen, so rief das Mädchen der Mutter, welche sich in einiger Entfernung befand, zu: Mutter! Mutter! die Schloßfrau hat ihr Büblein wieder, da ist's! da ist's! Da stürzt die Bäuerin herbei, nimmt den erschrockenen Kleinen jubelnd in die Arme, die beiden Kinder vergaßen Schule und Schulmeister, die Alte leucht so gut oder schlecht als es gehen mag hinterher und fort geht's im hellen Lauf auf's Schloß.

Von weitem schon hatte die trauernde Mutter aus dem Dunkel eines schattigen Gartenweges die lauten Töne vernommen, und, wie eine freudige Ahnung leuchtete es plötzlich lichterloh empor in ihrem Herzen, und wie eine gewaltige Flamme schlug das Feuermeer der Freude über ihrer lange in Gram versenkten Seele zusammen. Auf den Flügeln bebender Hoffnung stürzt sie herbei, mit der Hast einer Wahnsinnigen reißt sie den Knaben aus den Armen der Bäuerin, und, das wiedergefundene, todtgeglaubte und doch stets sehnlich erhoffte Kind an das hochschlagende Mutterherz drückend, sinkt sie unter dem Ausruf: Mein Kind! mein Kind! der Frau in die Arme.

Aber das Kind an ihrem Herzen rief sie bald wieder zurück in's umgewandelte Leben. Als sie langsam die Augen öffnete, flogen all die trüben sorgenvollen Tage und Stunden einer sechsjährigen Dual wie vorüberziehende Wolken, wie die Schatten eines bösen Traumes an ihr vorüber, das Leben hatte plötzlich wieder eine fröhliche Gestalt, die Erde ringsumher wieder eine heiter grünende Hülle gewonnen, und über das Angesicht der armen Dulderin leuchtete der verklärende Sonnenschein unaussprechlicher Glückseligkeit.

Noch mehrere Jahre lebte die alte treue Mutterin, von Mutter und Kind auf den Händen getragen, in dem Kreise der glücklichen Familie, und der herangewachsene Jüngling führte oft noch seine Mutter an ihr stets mit frischen Rosen geschmücktes Grab.

Die Kreuzspinne.

Dieses Thierlein zählt, wie bekannt, gar wenig gute Freunde unter uns, und auch gegen es zeigt der Mensch, daß er beim Lichte betrachtet ein Feind der ganzen Schöpfung rings umher ist, und eigentlich es mit Niemand gut meint, als mit sich selber, und auch das nicht immer.

Wahr ist's, die Kreuzspinne steht von Weitem nicht gar einladend aus, und die Art und Weise, wie sie mit den armen Mücklein umgeht, die sie heimtückisch lauern in ihrem verrätherischen Garn gefangen hat, beweist, daß auch sie eben am liebsten für den eigenen Bauch sorgt. Nun, es muß jedes Thierlein etwas auf seine Tafel haben, und wenn irgend ein absonderlicher Liebhaber so ein fettes Spinnlein auf dem Butterbrod verspeißt, so hat es mit den schönen Tagen der Mückenjagd auch ein Ende.

Das Männchen hat einen gleich breiten, viel schmäleren Leib und gekrümmte Fühlhörner, das Weibchen einen beinahe kugelförmigen Leib und mehr gerade Fühlhörner, beide ein weißes Kreuz auf dem Rücken.

In ganz Eurova ist sie zu Hause und gilt beim Volke mit Unrecht für giftig.

Zuerst drückt sie ihren Hinterleib an irgend einer Stelle in der Höhe an, spinnst daraus einen Faden und einen Leim dazu, läßt sich daran gerade herabsinken, steigt wieder an der Mauer oder Wand in die Höhe, läßt sich wieder fallen, und so webt sie erst strahlenförmige Fäden nach allen Seiten spannend, dann immer größere Kreise um den Mittelpunkt dieser Strahlen ziehend, ein recht solides, auch gegen Windstöße noch mit besondern Schnüren befestigtes Netz, in dessen Mitte oder an dessen Seiten sie wartet, bis der liebe Gott, der den jungen Raben ihre Speise gibt, auch ihr einen Braten auf die Tafel schießt. Denn, siehe lieber Leser, auch das Spinnlein darf die Hände nicht faul in den Schooß legen, sonst läßt sie der große Kostgeber über den Sternen eben auch verhungern, wie dich, wenn du meinst, die gebratenen Tauben sollten dir so mir nichts, dir nichts von selber in den Mund fliegen.

Am schönen heitern Tag sonnt sie sich in der Mitte ihrer lustigen Hofraithe, für Nacht und Sturm und Regen aber hat sie sich ein behäbig windstilles Pläglein gebaut, aus dem sie in Bequemlichkeit nach dem Wetter ausschaut, und nach guter Gelegenheit zum Fang. Dieser besteht besonders in Fliegen und fliegenartigen Insecten, aber, wenn sie das nicht hat, nimmt sie auch mit Käfern vorlieb, denn der Hunger ist auch bei ihr der beste Koch. Die Männchen, die viel weniger zahlreich sind, als die Weibchen, treiben sich, ohne feste Wohnsitze, unstät umher.

Die runden gelben Eier werden im Spätjahr in ein Gespinnst von gelben Fäden an eine Wand festgemacht, im Frühjahr schlüpfen die zahlreichen Jungen aus, und nachdem sie sich einander bekämpft, getödtet, verzehrt haben, gehen die Uebriggebliebenen auseinander, und beginnen, jede für sich, ihr Gespinnst ohne vorher in die Lehre ge-

gangen zu sein, denn sie haben die Gaben dazu mit auf die Welt gebracht.

Die Spinnen selber nützen sehr viel durch die Vertilgung zahlreicher Insecten, denn es ist erstaunlich, welch gesegneten Appetit sie mit zu Tische bringen; sie dienen als Wetterpropheten durch ihren Aufenthalt im Freien oder in dem Winkel ihres Netzes; sie befreunden sich selbst mit den Menschen, wenn sie sehen, daß er ihnen Speise liefert und sie nicht verfolgt, und manchem armen Gefangenen haben sie schon als trauliche Genossen die engen Mauern seines Gefängnisses wohnlicher gemacht, und die langen Stunden der Einsamkeit verkürzt.

Ihr Gespinnst hat man zu Seide verwenden wollen, aber zu einem Pfund Seide braucht man 660,000 Spinnen, und die brauchen eine so schöne Portion des Tages zur Nahrung, daß man es damit wohl wieder mußte bleiben lassen.

Die Fäden aber hat man mehrfach in der Arzneikunde verwendet, gegen Wechselfieber, Krämpfe, Blutungen.

Seltfame Rettung.

In einer kalten Winternacht wurde plötzlich an dem Hofthore eines bescheidenen Pfarrhauses in der Nähe von Paris angeklopft und laut nach dem Geistlichen begehrt. Als dieser sogleich erschien, erklärte ihm ein unbekannter Mann, eine Sterbende in der Vorstadt von Paris verlange nach dem letzten Troste; aber besondere Umstände machten es nöthig, daß der Ort ihres Aufenthaltes Geheimniß, also auch dem Geistlichen, unbekannt bleibe, deshalb sei es erforderlich, daß man demselben die Augen verbinde. Da aber Gefahr auf dem Verzug stehe, so möchte er nicht durch nutzloses Widerstreben das ewige Heil der dem Tode Verfallenen auf's Spiel setzen.

Ungern ließ sich der greise Diener der Religion die Augen verbinden, setzte sich neben seinem Begleiter in einen bereitstehenden Wagen, und bald hielt derselbe vor einem Hause der Stadt Paris.

Unter lautloser Stille wurde der Geistliche in das Innere des Hauses gebracht und zuletzt in einem Zimmer von seiner Binde befreit. Dort befindet sie sich, sagte nun der bisher schweigsame Unbekannte, indem er auf eine Seitenthüre deutete. In einer halben Stunde werde ich wieder hier sein, um Sie nach Ihrem Dorfe zurückzubringen. Damit entfernte er sich. Ohne Zögern trat der alte Mann, noch immer nicht wissend, wie er die ganze Sache zu betrachten habe, in das anstoßende Zimmer.

Und was sah er hier? Ein dem Aussehen nach kaum 18jähriges weibliches Wesen lag da in einem Bette. Gram und Todesnähe hatten tiefe Spuren

durch die sonst blühend schönen Züge ihres Antlitzes gezogen, und aus ihren halbgesenkten gebrochenen Augen leuchtete, neben dem überirdischen Glanze gebulbiger Hingebung unter einen unabwendbaren Rathschluß, das aufflackernde Lichtflämmchen einer unausgelöschten Sehnsucht nach dem dahin-schwindenden schönen Erdenleben.

Nach kurzer Betrachtung trat der Geistliche mit freundlichem Gruße an ihr Lager.

Mit erhebenden Worten des Trostes suchte er die scheinbar in sich selbst zusammengesunkene Seele wieder zu kräftigen, doch auf alle seine Trostworte schüttelte sie zweifelnd das Haupt, und deutete endlich, auf seine wiederholte Frage nach der Ursache ihrer vollkommenen Hoffnungslosigkeit auf eine Binde ihres linken Armes, mit den Worten: Die Hartherzigen wollten es also. Diese Aeußerung erst bestärkte den Geistlichen völlig in seiner Vermuthung, daß hier ein Verbrechen vorliege. Aber die arme Mißhandelte konnte kein deutliches Wort weiter sprechen, und schon hörte er von ferne den Tritt seines Mahners. Da lüftete er, schnell besonnen, die lockere Binde des Armes, benetzte sein eigen Taschentuch mit dem daraus hervorströmenden Blute, schloß eben so schnell den Verband wieder, und wurde von seinem Begleiter auf dieselbe Weise aus dem Hause gebracht, wie er dahin gekommen war. Beim Hinaustreten aus dem Thore jedoch that er, als schlüpfte er aus, und warf in diesem Augenblicke sein Taschentuch unbemerkt in eine Ecke inwendig an dem Thore.

Kaum zu Hause angelangt, eilt er pfeilschnell nach Paris zurück, läßt den Polizeikommandanten der Stadt wecken, theilt ihm das Vorgefallene in der Kürze mit, und bittet ihn keine Minute mit den nöthigen Nachforschungen zu säumen; denn der erste Morgenstrahl mußte ja das verhängnißvolle Tuch entdecken machen, und die nächste Stunde konnte die Flamme des ersterbenden Lebens vollends auslöschten.

Schnell wurden daher alle Maßregeln getroffen, vor Tagesanbruch war hinter einem Hausthor der Stadt das bezeichnete Taschentuch gefunden, und das noch lebende Mädchen angetroffen.

Unter sorglicher Pflege erholte sie sich schnell wieder so weit, daß sie das Genauere angeben und die Urheber des gegen sie halbvollendeten Verbrechens angeben konnte.

Sie selbst nemlich stammte aus einer hochangesehenen, vornehmen Familie. Durch eine aufrichtige Neigung fühlte sie sich zu einem jungen Manne von geringerer Herkunft hingezogen, und war entschlossen gewesen, trotz allem Widerspruch ihrer geburtsstolzen Familie diesem ihre Hand zu geben. Dadurch würde aber nicht nur ihr bedeutendes Vermögen in bürgerliche Hände gekommen sein, sondern, so meinten jene Verwand-

ten, der alte unbefleckte Namen der Familie dadurch entehrt, das mußte um jeden Preis verhütet werden, und darum sollte das arme Kind eher den Weg des Todes als der vermeintlichen Schande gehen. Man hatte ihr eine Ader geöffnet.

Durch die Klugheit und Geistesgegenwart des alten Pfarrers wurde jedoch die Ausführung des Verbrechens glücklich verhütet, die Sterbende dem Leben zurückgegeben, und die Schuldigen der Strafe überliefert.

Wie schwer diese war, davon hat der Kalendermann freilich nichts erfahren, sie wird wohl auch nicht zu hart gewesen sein, denn derartige Vorurtheile über höhere oder niedere Geburt waren vor 60 bis 80 Jahren, besonders in Frankreich, noch gewaltig stark und mächtig, und es wäre damals eine Kunst gewesen, manchem begreiflich zu machen, daß Grafen und Barone aus gleichem Fleisch und Blut geschaffen seien, wie der arme Tagelöhner und fleißige Bürgermann.

Auch darin ist doch wahrlich die Zeit besser und die Menschheit geschickter geworden.

U l l e r l e i .

Man hat berechnet, daß ein Mensch, der vom 5. Jahre an täglich ein Stückchen Fleisch isst, und 65 Jahre alt wird, wenn alles Hammelfleisch wäre, wenigstens 350 Stück Hammel verzehrt hätte; ebenso hat derjenige, welcher regelmäßig sein Mittagessen in Brod, Gemüse, Kartoffeln, nebst etwa einem halben Schöpplein Wein zu sich genommen, nach dreißig Jahren die hübsche Portion von 600 Cennern dem stets unzufriedenen Brummer, seinem Magen zugeführt.

Wer sich beim Erwachen jeden Morgen vornimmt: Heute will ich besser sein als gestern, der thut weise.

Mancher hat viel Salz in der Freude gegessen, und ist doch ungesalzen nach Hause gekommen.

Ber dich einmal betrügt, der thut dir Unrecht, Ber zweimal, thut dir Recht.

Wer sein eigener Lehrling sein will, hat wahrscheinlich einen Narren zum Schüler.

Die Trägheit schleicht so langsam, daß das Elend sie bald einholt,

Laßt uns sterben, eh' wir sterben, daß wir nicht sterben, wenn wir sterben.

Uebersicht der Weltbegebenheiten.

Amerika. Die Auswanderung nach diesem noch lange nicht wie Europa bevölkerten Lande hat auch in diesem Jahre mehr und mehr zugenommen. Dies gilt jedoch nicht mehr allein von solchen, die aus Deutschland dorthin ziehen, son-